



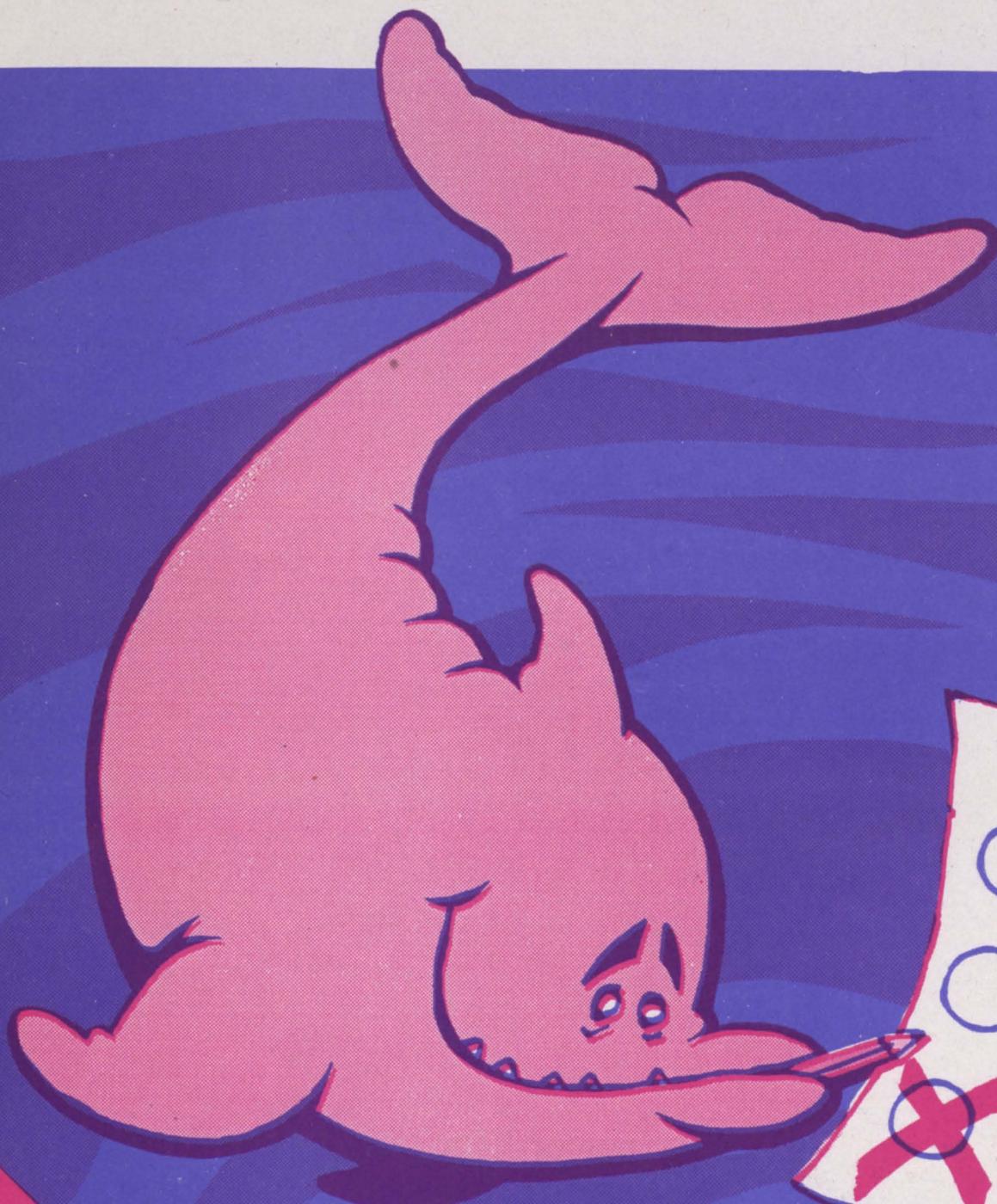
Luke & Troake

Der Tanz auf dem mit einer hauchdünnen Eisschicht überzogenen Vulkan

No.9,2/98

5,00 DM

ISSN 1435 - 2389



Wie intelligent sind Delphine?

Tabuthema Internet:
Warum es totgeschwiegen wird!

Geleitcreme

Eigentlich sollte mit dieser Nummer ja bereits das große Relaunch-Feuerwerk abgefackelt werden. Doch daraus wurde irgendwie nichts rechtes. Okay, natürlich hätten auch wir mehr Farbe auf die Titelseite bringen können – wenn die nicht eh schon immer so knallebunt wären. Natürlich hätten wir es der ZEIT nachtun können und unserem Layout die »luftige Anmutung der Garamond« angedeihen lassen – wenn wir die Schrift nicht schon seit zirka neun Ausgaben sowieso verwenden täten. »Mehr Weißraum« stünde dem Heft sicherlich nicht schlecht zu Gesicht – wenn sich nicht sofort jemand fände, der sagte: »Da ist doch noch 'n bißchen Platz, laß uns doch da die Zeichnung hinknallen«. Ja, etwas wie der »New Yorker« auf deutsch hätte es werden sollen, da waren sich auf einmal alle einig – nur daß noch niemand aus der Redaktion je eines dieser sagenumwobenen Hefte in Händen gehalten hat. Und auf der Basis purer Mutmaßungen wollten wir die Umstrukturierung dann doch nicht durchziehen. So begnügen wir uns einstweilen mit dem von Nummer zu Nummer üblichen Facelifting, das auch diesmal wieder behutsam die Heft-Anmutung modernen Lesegewohnheiten anpaßt. *Kaizen* heißt diese Methode der kontinuierlichen Verbesserung in kleinen Schritten übrigens im Manager-Deutsch. Der große Relaunch wird bis zur nächsten Ausgabe vertagt, zumal mit dieser ein rundes Jubiläum ins Haus steht. Eine Anfrage bei Star-Layouter David Carson konnte noch keine spruchreifen Resultate zeitigen – bis auf, daß Carson vorab eine Interpretation unserer Wappentiere bei-

steuerte. Es ist nur eines geworden, und das sagt »Dad!«. Dazu muß man wissen, daß David Carson einen dreijährigen Sohn hat, der Luke heißt.

*

Apropos Relaunch: Ab der nächsten Nummer wird es einige neue Rubriken geben. Dazu wird noch nichts verraten. Wir geben an dieser Stelle nur schon mal prophylaktisch bekannt, daß wir gemäß §§ 5 und 15 Markengesetz und entsprechender europäischer und internationaler Gesetze Titelschutz in Anspruch nehmen für:

»Schwenzner Penz und Lascherer Toni beim Ziegenverwemmen«

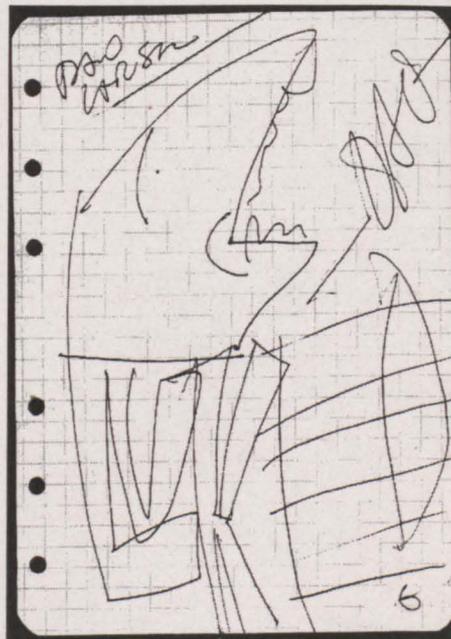
in allen Schreibweisen, Schriften, Dargestaltungsformen, Variationen und Kombinationen für jedweden Verwendungszweck in allen Medien einschließlich Internet. Genau das.

*

Obwohl wir im letzten Editorial nachdrücklich um Nicht-Zusendung von Leserbriefen gebeten haben, konnte sich ein Volker Corsten aus Münster eben diese anscheinend nicht Verkniefen. Er schreibt:

... beim durchblättern [sic!] Eures neuen Heftes, gerade auf Seite 8 angekommen, stieß ich auf ein immer wiederkehrendes Ärgernis, welches schon manchen Luke & Trooke Lesegenuß in höchstes Mißfallen verwandelte. Und das Ärgernis hat einen Namen: Holm Friebe! Nicht

nur, daß besagter Schreiberling auf Euren Lesungen immer wieder durch artikulatorische Inkompetenz unangenehm auffällt, auch seine bestenfalls als pseudointellektuelle Dampfplauderei und Geistesonanie zu bezeichnenden Schreiberbüsse strapazieren meine Nerven in höchstem Maße. (...) Wir Leser (ich kenne wirklich genug Leser, die generot sind) glauben Herrn Friebe wirklich schon lange, daß er auf der postmodernen Theoriehöhe der Zeit dahinwabert. Ist ja schön, daß er Deleuze, Virilio, Habermas, Derrida etc. gelesen hat, aber ist er wirklich so arm dran, daß er ständig damit protzen muß? Anscheinend schon! Ein Vorschlag zur Güte: Gebt ihm von mir aus den Klugscheißerorden am Band oder reserviert ihm die letzte Seite unter dem Titel »Selbstreferentieller Ego-Trip des Holm Friebe«. Dort könnt ihr [sic!] dann seine als Zeitgeist getarnten Proseminar-Arbeiten (z.B. über die Simpsons) verbreiten und verhindert zugleich, daß der Leser Euer Heft schon nach ein paar Minuten im Altpapier entsorgt. Aber am besten verbannt ihn aus Eurem Heft, denn einer halb-





wegs kompetenten Qualitätskontrolle würden seine Texte niemals standhalten ...

Dazu stellen wir fest: a) kompletter Mumpitz! Die orthographischen Schwächen mal außen vor, würde dieser Brief einer halbwegs kompetenten Qualitätskontrolle niemals standhalten. b) Habermas hat aber auch nicht das Geringste mit Postmoderne am Hut. Habermas und Postmoderne – das sind gewissermaßen zwei Antipoden, die sich gegenseitig ausschließen. c) Der Vorschlag mit der Rubrik auf der letzten Seite erscheint uns auf Anhieb recht brauchbar. Ein Gespräch mit Holm Friebe ergab, daß dieser spontan bereit wäre, die Rubrik zu bewirtschaften, ohne allerdings auf sein sonstiges Engagement im Heft zu verzichten – was in der Redaktion einhellig auf Zustimmung stieß. Jedoch würde dieses Format momentan noch mit der unverzichtbaren Shopette-Seite am Heftende kollidieren. Vielleicht wird sich aber im Rahmen des groß angelegten Relaunches ab der nächsten Nummer eine tragbare Lösung finden lassen. Ach, und noch etwas: Einen Brief mit »ansonsten ›nichts für ungut« [in Anführungszeichen!], ›Euer« [in Anführungszeichen!] Volker Corsten« zu unterschreiben – beschissener geht es wohl kaum!

*

Noch etwas: Auf nicht gerade überschwengliche Freude bei der Leserschaft stieß mitunter die Tatsache, daß sich der Heftpreis mit hübscher Kontinuität ausgehend von 2,- DM regelmäßig um -,50 DM erhöhte. Dabei wurde verkannt, daß diese Preispolitik, die uns als Halsab- und Beutelschneiderei ausgelegt wurde, orientiert an der »Schwundgeldtheorie« des Ökonomen Silvio Gesell über eine gesteuerte Kaufkraft einbuße des Geldes den Gegenwartskonsum ankurbelt und so einen positiven Konjunkturreffekt, letztlich zum Wohle von uns allen, in Gang setzen hilft. Jedenfalls waren wir fast so weit, den Preis des Heftes dann doch einmal bei 4,50 DM zu belassen und einzufrieren, der Proteste wegen, und weil anständige Zeitungen, die etwa das zehnfache von *Luke & Trooke* wiegen, namentlich DIE ZEIT, auch nur 4,50 DM kosten. Da erreichte uns die Nachricht, daß nun und daselbst eben diese ZEIT ihren Heftpreis auf 5,- DM emporgesetzt hat. So daß nun wiederum wir, die wir insgeheim beschlossen hatten, den eigenen Copy-Preis dem der ZEIT, quasi als »Leitwährung«, anzukoppeln, keine andere Wahl haben, als nun ebenfalls und abermals unseren Preis um -,50 Pf auf 5,-DM zu erhöhen, was zufällig auch gerade im ursprünglich avisierten Preiskorridor letztlich ... äh ... resultiert. Pech für die Leser. Aber Glück insofern, als nun Gewißheit darüber besteht, wie sich der Heftpreis entwickeln wird. Nämlich immer hübsch parallel zu dem der ZEIT. Jedenfalls so lange, bis auch dieser marode Tanker endlich eines Tages Leck schlägt und vom modernen und zugkräftigen Trawler *Luke & Trooke* ins Schlepptau ... aber das ist eine andere Geschichte.

*

Und ab!

Eure Luke & Trooke



In diesem Heft:

<i>Weltrundschau, Impressum</i>	4
diverse	
<i>Kraft für den Tag!</i>	9
Wolfgang Herrndorf	
<i>Hypertrendreport 9</i>	10
Tietze/Friebe	
<i>Spingo intim</i>	12
Martin Baaske	
<i>1. Symposium zur Popperforschung (Dokumentation)</i>	14
Teilnehmer, Schievink	
<i>Kurzromane</i>	18
Mark-Stefan Tietze	
<i>1. Mai</i>	20
Maike Hohmeier	
<i>Exotische Anekdoten</i>	24
Holm Friebe	
<i>Pornberg</i>	25
Bitzhenner	
<i>Sushimenu</i>	27
diverse Zeichner	
<i>Wie schön Passanten sein können</i>	29
Mark-Stefan Tietze	
<i>Waffengeschäfte</i>	31
Stephan Rürup	
<i>Mondän</i>	33
Michael G.L. Koch	
<i>ein sensationeller Fund</i>	34
Corinna Stegemann	
<i>Solo für Hitler-Katze</i>	35
Schimmaneck	
<i>Großer Luke & Trooke Parfüm-Test</i>	36
Tietze/Spang	
<i>Pferd, prachtvolles Tier</i>	38
Jochen Schievink	
<i>Riesenmaschine</i>	40
Diverse	
<i>Weird Fiction</i>	42
Leowald	
<i>Seite 43</i>	43
Spang/Bogislav	
<i>Betthante, Klassenfahrt</i>	44
Diverse	
<i>Servicehölle</i>	46
von Leuten die's wissen	
<i>Schach-mitt</i>	50
Roland Sparing	
<i>Shopette</i>	51
Mike Schneiders	

Klammeraffe mit Beutel gepudert

Mit dieser vollkommen unverständlichen Überschrift betitelt die Rheinische Post einen Artikel im Lokalteil, in dem es um die Verkleinerung eines städtischen Schwimmbeckens ging. Der zuständige Redakteur war bislang zu keiner Stellungnahme bereit.

Bremstet in die Hose gegangen – Markteinführung für braune Autoreifen weiterhin fraglich

So überschrieb die Räuberpostille Weltrundschau eine als Kurzmeldung getarnte Räuberpistole, in der es um ganz etwas anderes ging. Genau genommen um gar nichts.

Vermutung schmilzt wie Schoko in Sonne

Das hartnäckig von Martin Baaske in die Welt gesetzte Gerücht, wonach es sich bei dem Milchgesicht auf der Packung von »Kinder-Schokolade« um den frühen Thomas (»Tommi«) Ohnrer handele, ist endgültig widerlegt. In Wahrheit handelt es sich um das Konterfei des heute 46-jährigen Thomas Schnedermann aus Meppen. Schnedermann: »Wenn ich mich heute auf der Packung sehe, wird mir alles klar.«

Mit Sack und Pack ins Grab – Pyramiden der Pharaonen

Mit diesen Worten war einigermassen kryptisch ein Beitrag im Freilassinger Boten überschrieben, in dem es um die Auswirkungen von Globalisierung und Internet ging. Im Zuge der globalen Vernetzung, so der wohlrecherchierte Beitrag, könne es passieren, daß der Flügel-schlag eines Schmetterlings im Amazonasdelta hierzulande einen Orkan auslösen könnte. Eine erschreckende Vorstellung, wenn man es mal wirklich bis zum Ende durchdenkt.

Stone-washed

Seinen Kindheitstraum erfüllte sich letzte Woche Keith Richards, Sänger der Rockgruppe THE STONES: Er eröffnete seinen eigenen Waschsalon.

Schlimm für Schnecken: Weichteilrheumatismus

Endlich ist auch diese Überschrift mal im Heft untergebracht, so daß die leidige Diskussion, ob man daraus nicht ein prima Cover machen könnte, endlich ein Ende finden kann. Vorläufig, jedenfalls.

Baaske / Bitzhener / Friebe

Folgendes Foto erreichte die Weltrundschau-Redaktion mit der Bitte um Abdruck, der wir selbstredend gern nachkommen. Die zugehörige Pressemitteilung der Firma »TechniSat RFT« gefiel uns hingegen nicht so gut; sie kann auf Wunsch in den Redaktionsräumen eingesehen werden.



Anlässlich der Vertragsunterzeichnung zur Nutzung des bekannten Colani-Designs für Fernsehgeräte zwischen Star-Designer Prof. Luigi Colani (Mitte) und der Firma TechniSat RFT Staßfurt AG, vertreten durch Vorstandsvorsitzenden Peter Lepper (rechts) und Stellvertreter Friedhelm Flamm (links).

Aus dem Trsor des JvM-Creativ-Seminars:

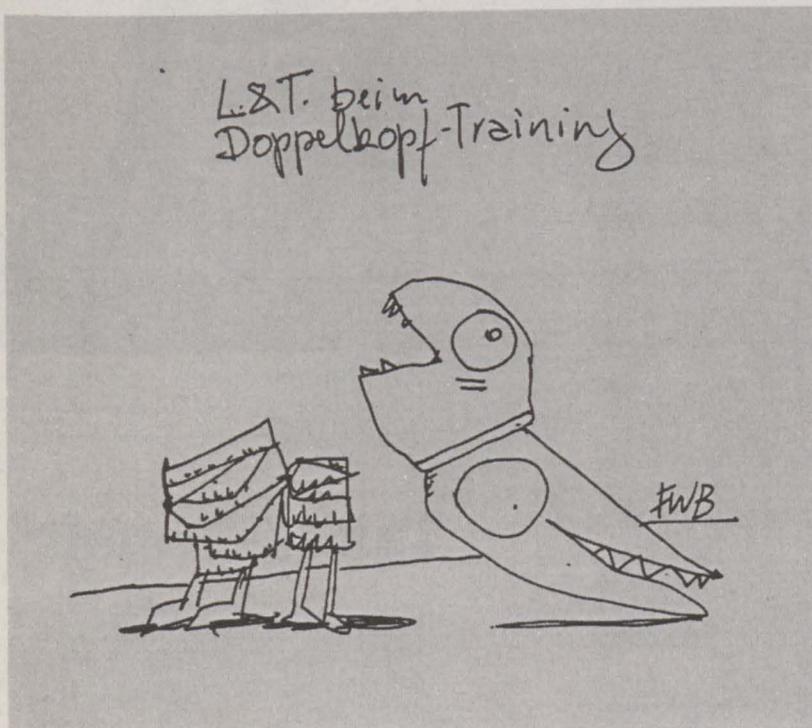
Peppige Werbeslogans für Lauch!

- ▷ Lauch – Ich auch
- ▷ Vitamine stangenweise
- ▷ Oben grün, unten oho!
- ▷ Lauch: Auch nicht schlechter als andere Gemüse
- ▷ Der Spargel des kleinen Mannes
- ▷ Ich lauche gern
- ▷ Ich steh auf dem Lauch
- ▷ Lauch: das missing link zwischen Gurke und Rhododendron
- ▷ Lauch – die Fitness-Stange
- ▷ Der Power-Stick aus Germany
- ▷ Der Prengel unter den Stengeln

Baaske / Friebe

Luke & Trooke-Ähnlichkeitswettbewerb (4)

heute: F.W. Bernstein



Was über Jahrzehnte weder CIA noch Mossad rausbekamen: Yassir Arafat ist begeisterter Doppelkopfspieler und war seinerzeit Ligameister in Beirut, bis ihn bekannte politische Umstände nach Nordafrika verschlugen. Zunächst mit dem komplizierten Regelwerk der tripolitanischen Spielvariante nicht vertraut, blamierte er sich dort bis auf die Knochen, bis er in einem denkwürdigem Spiel in Karthago gegen Karten-As und Rif-Kabylen-Chef Sheik Abu Hamada el Hamra wieder Punkte gut machen konnte und sogar den Posten als Trainer der Cyrenaikischen Doko-Nationalmannschaft angeboten bekam. Der PLO-Führer schlug aus, statt dessen übernahm Drafi Deutscher, bekanntestes Arafat-Double (vgl. Yassir-Arafat-Ähnlichkeitswettbewerb) den Posten, wurde aber bald wegen Doping-Verdachts seines Teams unehrenhaft entlassen und in der Kashba von Casablanca öffentlich versteigert. Danach verliert sich Deutschers Spur im Sand der Sahara, und ein gewisser René Schafkopf (vgl. Drafi-Deutscher-Ähnlichkeitswettbewerb) tingelt singend durch die Kurhäuser zwischen Westerland und Bad Pyrmont.

Nun soll das aber weder Luke noch Trooke stören, die – in dieser Ausgabe glänzend von F.W. Bernstein in Szene gesetzt – im Spiel zwangsvereint durchs Bild rollen und wieder Anlaß für Spekulationen über Sinn und Zweck ihres Treibens bieten. Der geneigte Leser ist wie immer aufgefordert, sie geschwind zu notieren und an die Redaktion abzuschicken. Als Preis für den besten Einfall winkt diesmal leider kein Doko-Turnier-Set, sondern der Band »Haarige Eisen. Die wunderbare Welt von Luke & Trooke«.

Gehacktes
gemischt, von Rind & Schwein, 1 kg



6.66

Hallo,
liebe Fleischfresser!
Ist jetzt alles klar?
Ist jetzt endlich
alles klar???

Wurst und Speckende

Was bedeutet eigentlich die Redewendung
»Mit der Wurst nach dem Speckende werfen«?
Wir dokumentieren die Ergebnisse einer nicht-
repräsentativen Umfrage:

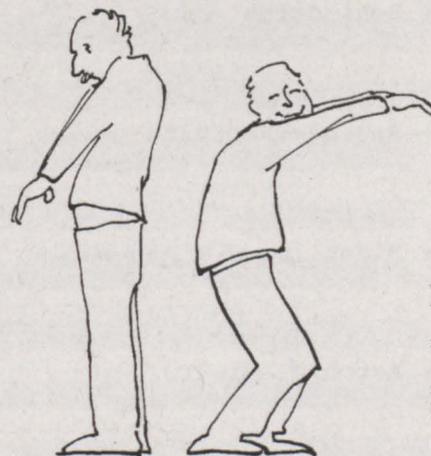
- 11%: Nach den Sternen greifen
- 4%: Das Kind mit dem Bade ausschütten
- 13%: Da beißt die Maus keinen Faden ab
- 7%: Mit Speck fängt man Mäuse
- 15%: Eulen nach Athen tragen
- 41%: Keine Ahnung

Mit der Wurst nach dem Speckende werfen

Variationen zu einem Thema

- Mit der Wurst nach dem Mettende werfen
- Mit dem Mettende nach dem Bettende werfen
- Mit der Steppecke nach der Bettdecke werfen
- Mit dem Wulst nach der Specktitte werfen
- Mit dem Frust nach dem Weltende werfen
- Mit Proust nach den Brechtbänden werfen
- Mit dem Wurm die Hechtbande nerven
- Mit Inbrunst nach Oostende surfen
- Mit Ossi Urchs* auf das SPEX-Ende hoffen

*Minister for Tomorrow



Wolfgang Herndorf

Die Zahl 15, dargestellt und interpretiert durch die Volksbühne Pinnberg anlößlich ihres zehnjährigen Bestehens.

What's Cool?

das heiße Trendbarometer...

- + Alle technischen Geräte - Naturschutz
- + Massagesitzbezuge fürs Auto (kommt cool auf Langstrecken) - Kappe mit Getrnkehalterung
- + ICE-Fahren (Jetzt erst recht) - Karotten-Jeans (schon lange)
- + Gemütliche Kneipen (Zum Wohlsein!) - Fasching (momentan nicht die Jahreszeit)
- + Lauch (vgl. auch weiter hinten im Heft) - Weie Bistros mit Chrom-Atmo (Brrr - zu khl!)
- + Lamy-Patronen (Gibt Tinte auf den Füller) - Heroin (macht schlapp)
- + Alles in »Anführungszeichen« schreiben - Spargel (bringts einfach nicht)
- + Alles aus Schokolade (wg. Sommer!) - Pakistan (wg. Parkgebühren)
- + Behinderte (s!) - Kinderlähmung (bitter)
- + Raucherzahn pasta (gesund) - Eigene Domain im Internet (hat jeder)
- + Bidet (formschön und praktisch) - Pirinne (stinkt meist)
- + Aerobic (hält fit) - Rauchen (ungesund)
- + Colani-Design - Halogenbeleuchtung (verursacht Krebs)
- + Finca auf Ibiza (Globalisierung!) - Gemütliche Cafés (deprimierend)



Die Mode des Spätsommers steht noch ganz im Zeichen der Fußball-WM: klassische Shorts und T-shirts mit lustigem Aufdruck sind der Renner! MB

Tanke-Trends



Endlich muß man sein altes Auto nicht mehr sofort wegwerfen, wenn es scheiße zu riechen beginnt. Seit es den »Wunderbaum New Car« gibt, können auch Arme jederzeit Plastik, Imprägniermittel und Chemoteppich schnuppern wie Krösus in seinem Neuwagen...



Cartoon: Markus Spang

Formen politischer Lyrik aus der Ära Kohl

HEUTE: Der Zeitungskommentar

Frankfurter Rundschau

sagt wie's ist

Angesichts der neusten Zahlen,
die wie ein Menetekel strahlen,
hat hektische Betriebsamkeit
des Kanzlers Kabinetts entzweit.
In der Koalition
knirscht es schon.
Auch die internationale Lage,
ist eine bedenkenswerte Frage.
Den Brotkorb höher hängen,
das Land in eng're Gürtel zwingen,
das wird wohl im Endeffekt
in den Bonner Stuben ausgeheckt.



ist da natürlich schon weiter

Das Volk vermisst das Kanzlerwort:
Wieviel, und was an welchem Ort.
Man wüßte es gern, zumal

die Krise international.
Daß jetzt der Rote Stift regiert,
Hat der Wähler längst kapiert.

Frankfurter Allgemeine

sieht das genauso, formuliert es aber anders

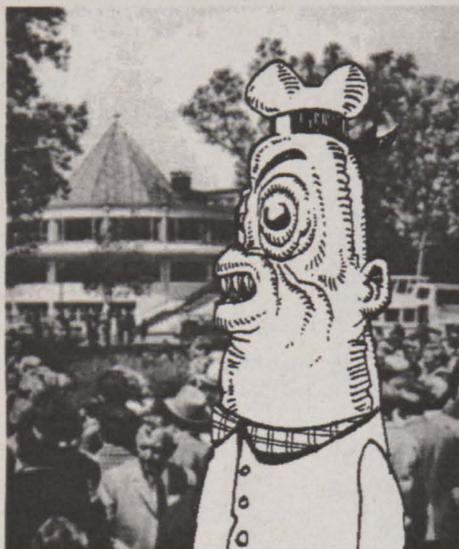
Nein, die allgemein vertrackte Lage
wiegt schwerer als die große Waage.
Eine Kuhhaut selbst, ist unterdimensioniert
für das, was jetzt im Land passiert.
Und wer nur dem kleinen Straßen-Mann
nach dem Munde reden kann,
dem fehlt zum Staatsschiffkommandant
das Herz sowie die feste Hand.
Auch die internationale Lage
ist eine bedenkenswerte Frage.
Besonnen jetzt, ein Wort der Macht,
nur so wird's Schiff ins Lot gebracht.
und wenn dabei die Fetzen fliegen,
so ist's mit Gold nicht aufzuwiegen.

die tageszeitung

wiederum weiß, wo der Feind steht

Es speist der große Katzenjammer
sich aus der linken Rumpelkammer.
Müßig ist es, wehzuklagen
ob verpasster Chancen in frühen Tagen.
Die Rezepte taugen nicht in dieser Zeit,
aus alten Mänteln wird kein neues Kleid.
Jetzt braucht es kreatives Potential
für den Weg durch's Jammertal.
In der unsren Generation
Hat's genug davon.
Ideologische Spiegelfechtereien
dürfen uns nicht mehr entzweien.
Gemeinsamkeit kann nur obwalten,
wenn alle fest zusammenhalten.
Und auch die internationale Lage
ist eine bedenkenswerte Frage.

Jürgen Witte



Martin Baaske

23. Platz des 6. Internationalen Donald Duck-Ähnlichkeitswettbewerbes in Mühlheim/Ruhr

Mondzyklus

Igitt, wie schnell der Mond sich dreht,
Ein Häufchen Wolken auf dem Schopf.
Doch blick ich links?
Guckt er nach links,
Mit hagerem Gesicht?
Oder nach rechts?
Mit vollen Backen?
Ich weiß es nicht.
Ist ja auch nicht wicht.

so schnell -
weg!
gerade noch da -
schwupps weg!
da, da -
taucht er wieder auf!
genau aus der anderen richtung -
unglaublich!
schlitzohr!



Oh Mond, oh Mond,
Ich preis' Dich, weil sich's lohnt.
Dich preisen das gibt gutes Geld,
Weil mondpreisen der Welt gefällt.
Doch preis' ich Dich nicht nur aus Geldgier,
Denn alle sind wir auf der Welt hier,
Gar musterhaft in Freud und Qual,
Und deshalb alle noch einmal:
»Wir preisen Dich, oh Mond, Du scheuer,
Nicht für Juwelen, die recht teuer,
Auch nicht für Ruhm und nicht für Dank,
Nicht für Moneten auf der Bank,
Nicht aus Habsucht noch Gewinnst,
Du merkwürdig Kratergespinnst!
Wir preisen Dich, Du fahl' Gevatter,
Aus Ringelpingeltieselatter!!!!!»



Corinna Stegemann

Illustration: Maïke Hohmeier



Herausgeber: G. Bermutti

Redaktion dieses Heftes:

Martin Baaske, Carsten Bitzhenner,
Holm Friebe (V&SdP), Maïke Hohmeier,
Michael »GL« Koch, Jochen Schievink,
Markus Spang, Corinna Stegemann,
Mark-Stefan Tietze

Weitere Autoren:

Ulrich Bogislav, Dr. Bong, Roy D.
Gerkoeter, Frauke Hein, Wolfgang
Herndorf, Gerhard Henschel, Stefan
Jørgensen, Ansgar Knirim, Stefan
Rürup, Glen Sanders, Raoul Schim-
manek, Marc Schut, Thorsten
Schwarzquell, Roland Sparing, Volker
Stadion, Jürgen Witte

Internet-Adressen:

Holmfriebe@aol.com
kochmi@uni-münster.de

Redaktionsanschrift:

Luke & Trooke c/o Mark-Stefan Tietze,
Mühlenstr.16a, 48143 Münster,
Fon: 0251/56955

Anzeigenleitung:

Zentrale Intelligenz Agentur
c/o Holm Friebe
Hans-Otto-Str. 16
10407 Berlin Fon/Fax: 030/42856386

Verkaufsstellen Münster:

Atomic Swing, Bahnhof, Rosta,
Cafeteria FHF07, ELPI, Frauenstr. 24,

Imperator, Lesezeichen, Malik, Medium,
Neunte Kunst, Poertgen Herder, Shadi-
Kiosk, sowie im Handverkauf

Verkaufsstellen Berlin:

Grober: Unifug, Modern Times, Renate
Bibliothek, Kisch&Co.

Verkaufsstellen Hamburg:

Heinrich Heine Buchhandlung

Verkaufsstellen Köln:

Georg Büchner Buchladen, Der andere
Buchladen, "Schlizzy Lounge"

c/o Carsten Bitzhenner, Bonner Str. 13,
Tel.: 0221/3100208

Layout:

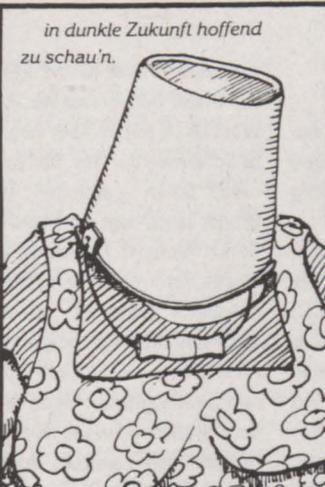
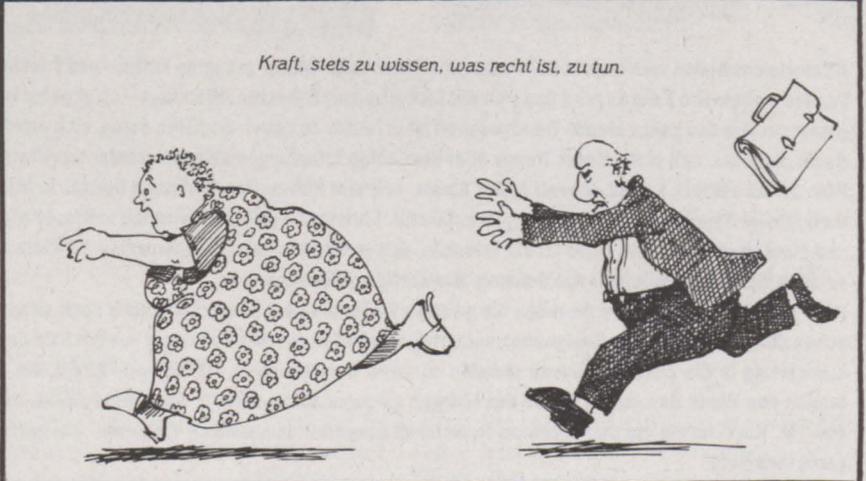
Martin Baaske, mit Unterstützung von
Maïke Hohmeier

Coverillustration: Martin Baaske

The Spanish Acquisition: Jan Vinhage

Druck: Asta-Druck Münster

Beachten sie die Shopette mit ihren



• Bei seelsorgerlichen Fragen stehen wir Ihnen gern zur Verfügung.
 • Traktate und Broschüren können kostenlos bestellt werden.
 Die Schriftenmission gibt regelmäßig eine Schrift »DER MEISTER RUFT« zur Vertiefung des Glaubenslebens heraus, die gleichzeitig über den Dienst mit dem gedruckten Wort informiert.

Ironisch Wohnen

Allerorts erdreisten sich unguete Schwätzer, die öffentliche Sphäre mit ihren Falsch- und Trendmeldungen zu verseuchen. Die Zukunft wird dadurch mit Sicherheit nicht besser. Allerdings – so abgehalftert und abgewrackt wie das ganze elende Trendgeschäft ist in letzter Zeit auch die Kritik daran. »Ich werde den Verdacht nicht los, daß viele dieser Trends eher kurzlebige Erfindungen selbsternannter Trendforscher sind. Wer darauf abfährt, kommt schnell außer Atem«, schreibt Pfarrer Jan-Christoph Borries in Münsters katholischster Tageszeitung. Wer dagegen auf Jesus Christoph »abfährt«, wird mit zeitloser Weisheit gesalbt und gesegnet: »Kein Trend ist die Tatsache, daß jeden Sonntag mehr Menschen zur Kirche gehen als zu allen Bundesligaspielen.« Am Sonntag. Bundesliga. Alles klar.

Aber schlappmachen gilt nicht, möge die geistige Verfassung der Menschheit auch noch so sehr zu wünschen übrig lassen. Weder Resignation noch Hysterie helfen uns nämlich durch das nächste Jahrtausend. Zuverlässig in die Zukunft schauen ohnehin nur zwei Geistesriesen: TIETZE und FRIEBE, die den Zumutungen des Heute ihre kühne Vision des Morgen entgegenschleudern. In der »Trend-Arena zum Millennium« (M. Horx) haben sie den nächsten Hypertrend ausgemacht: »Ironisch Wohnen« – ein unerhört trendgerechtes Ding!

Wirrwarr und Trendgerechtigkeit

Bunt schillern die Verhältnisse hier auf Erden, man blickt selber kaum noch durch. Die einen sagen dies, die anderen jenes, aber was letztlich richtig ist, weiß dann doch wieder keiner.

Viele kluge und mit Skepsis begabte Menschen halten diese Situation nicht länger für erträglich. Sie fliehen ins Niemandland der Ironie und erteilen dem Bierernst und seinem »Jargon der Eigentlichkeit« (Adorno) eine kräftige Absage. Im Gebrauch von »Formulierungen explosiven Widerspruchs auf kleinstem Raum«, wie der Sprachwissenschaftler Jürgen Link das ironische Verfahren bezeichnet, demonstrieren sie *en passant* jenen feinen Witz, jene Urbanität und abgeklärte Distanz, wie sie vormals nur Geistesriesen wie Swift, Voltaire oder Oscar Wilde zugestanden wurde. Kurz gesagt: »Heute ist Ironie zu einem viele Lebensbereiche – Werbung, Jugendsprache, die Künste – durchdringenden Phänomen geworden.« (A. Todorow)

Explosiver Widerspruch...

Leider will inzwischen kaum jemand mehr ernstgenommen werden. Ein Jargon der Uneigentlichkeit hat sich über's Land gelegt wie garstig Mehltau. Alle wollen sie von den Vorzügen der mehrdeutigen Rede profitieren, an die Nachteile denkt aber wieder mal keiner! Seit unter Ironie nämlich nicht unbedingt mehr das Gegenteil des Gesagten verstan-

den werden muß (Quintilian), schaut zum Beispiel der Dieter Hildebrandt noch viel trauriger aus der Wäsche als früher. Aber damit ist auch der bewährte Schlüssel, der das Türchen zum Gemeinten öffnete, flöten gegangen («Investitionshemmnis Grundgesetz, sagt der Mann? Abschaffen, sagt er? So ein Fuchs!»). Für immer futsch ist diese gutgemeinte Form des mehrdeutigen Sprechens, wahrscheinlich sogar futschikato. Es leidet darunter doch sehr die Verständigung.

Alles kommt jedoch noch viel schlimmer. Die zusehends raffinierteren Mittel der ironischen Gratwanderung blieben bislang nämlich gottlob auf Kommunikation und kulturelle Artefakte bezogen. Man sprach, sang, textete und malte einerseits ironisch; man verstand andererseits diese Äußerungen im ironischen Sinne (oder eben nicht). Nun erobert die Ironie aber auch die Gefilde des Handelns – obwohl hier zunächst mal Zweifel angebracht sein müßten. Läßt sich denn beispielsweise ein Nagel überhaupt ironisch in die Wand schlagen? Oder schlägt er direkt zurück, der mißbrauchte Nagel, mit dem Hammer, volle Lotte auf den Daumen, der *uiuiuiui* schwarz anläuft und grauslich wehtut. Ist das dann die vielbesungene Ironie des Schicksals oder vielmehr die der Geschichte?

...hat Platz selbst in der kleinsten Hütte

Ironisch wohnen also. Aha. Den Hinweis verdanken wir einem Hamburger Kollegen, der sich aus der

Diaspora immer mal gern über szenetechnische Neuerungen der Hauptstadt informieren läßt und dabei selbst immer schon viel besser informiert ist. Er habe gehört, ironisch wohnen sei gerade *en vogue* in Berlin. Vermehrt zögen Jugendliche jetzt in die Plattenbauten von Hohenschönhausen und Marzahn, würden dort ganze Flure und Wohnungsfuchten klarmachen und mehrdeutig belegen. Ob das nicht als ironische Volte gegen die Schöner-Wohnen-Mentalität der Kreuz- und Prenzlberger zu werten sei; als Absage an abgezogene Dielenböden, Terracotta und den hundertprozentigen Willen zum Lifestyle? Gute Frage. Nie von gehört. Ironisch wohnen – geht das überhaupt?

Wir setzen uns in die S-Bahn nach Marzahn und steigen Springpfuhl aus: Berliner Banlieue, Plattenbauten, sozialer Brennpunkt. Mit uns steigt ein Mädchen aus – Jasmin, wie wir später erfahren werden –, die so gar nicht recht in dieses Ambiente passen will. Weite *Carhartt*-Hosen, enges Oberteil im Ringel-Look und die neue Ausgabe des »Merkur« unter dem Arm. Wir erfahren, daß sie gleich hier um die Ecke wohnt, 14. Stock, gemeinsam mit ein paar Freunden, die auch alle vorher in Berlin-Mitte gewohnt hätten und einfach mal was Neues ausprobieren wollten. Ob wir die Wohnung mal sehen könnten? Aber klar.

Wir gehen durchs zugetagte Treppenhaus und fahren mit dem nach Urin riechenden Fahrstuhl in den 14. Stock. Hinter der Wohnungstür wartet das Grauen auf uns: Hochtiefteppich im Flur und in der ganzen Wohnung, selbst im Bad; Zinnteller an den Wänden; Porzellanfiguren in der Vitrine der buche-furnierten Wohnzimmerschrankwand; davor eine kunstlederne Couchgarnitur.



Trash und Camp in der Wahlkabine

Vor der Strukturtapete hängen verschieden Ölschinken, die Motive allesamt ländliche Idyllen. Für die bäuerlich-rustikale Einbauküche habe sie 4000 Mark Abstand zahlen müssen, berichtet Jasmin, aber das sei schon okay gewesen, sowas Häßliches finde man nicht nochmal. Wir glauben's aufs Wort. Die Miete sei gar nicht mal so günstig hier, aber dafür bekäme man auch einiges geboten. Die Wände seien so dünn, daß sie jeden Familienkrach der asozialen Nachbarfamilie mitbekäme. Selbst nachts flögen da die Fetzen. Ja, okay, wenn man so wolle, wäre das schon ironisches Wohnen, was sie und ein paar andere hier praktizierten, aber genau hätte sie sich noch keine Gedanken darüber gemacht. Sie hätte es halt einfach cool gefunden, hier einzuziehen, mit dem ganzen Gerümpel und dem ganzen Abschaum, in dieser Scheiß-Wohnlage und alles.

Zum Abschied druckst Jasmin ein wenig rum, bevor sie uns augenzwinkernd anvertraut, daß sich die WG überlegt hätte, bei den Bundestagswahlen im Herbst geschlossen CDU zu wählen. Nicht daß man Partei oder Programm gut fände, ganz im Gegenteil, »aber CDU wählen ist doch irgendwie voll witzig, gerade wenn man die ansonsten Kacke findet«. Jasmin Augen leuchten tabubrecherisch.

Diese Auskünfte, die wir später in unseren Labors sorgfältig prüfen und auswerten, stimmen äußerst hoffnungsvoll. Wenn auf Unterscheidung bedachter weißer Müll seinen Trash-Geschmack solcherart zum höchst widersprüchlichen Lebensstil ausbaut, scheint das Tohuwabohu zwar größer zu werden, weil man nun gar nicht mehr weiß, wer was wie

ernst meint oder nicht. Gleichzeitig aber nimmt die Verbindlichkeit zu! Und die soziale Durchlässigkeit in der Gesellschaft wird paradoxerweise höher, als sie es je zuvor war.

Die hochkomplexe Ironie von heute, bei der das Gesagte vom Gemeinten oft nur noch durch die entscheidende Nuance der demonstrativen Reflexivität zu unterscheiden ist, hat ja bereits jetzt schon wohltuende Auswirkungen auf den Umgang der Menschen miteinander (Guildo Horn). Wenn sich diese Strategie im Alltagshandeln fortsetzt, werden die Sitten mit Sicherheit höflicher und verständnisvoller. Renitente junge Menschen können dann ja mal ironisch das Treppenhaus putzen oder den Mitmenschen neckischerweise Blumen schenken. Die Nachbarn werden begeistert sein, denn solche Neckereien sind ja schließlich Spitzen, denen die Spitze fehlt, und somit ein Paradebeispiel ungeteilter Zuwendung, ja Hinwendung zum anderen.

Wenn sich Hipness und Spießertum schließlich lediglich zueinander verhalten wie die doppelte Affirmation zur einfachen, dann ist damit auch eine bedeutsame Klassenschanke gefallen. Die Schnösel mit dem kulturellen Kapital wirken dann gar nicht so wie Fremdkörper in der breiten Masse. Sondern irgendwie ungleich attraktiver, moderner und populärer.

Ironisch leben: eine ansteckende Idee

Ironisch wohnen. Okay. Aber wie steht es mit dem Sex? Robert Gernhardt zufolge kann es keinen uneigentlichen Orgasmus geben. Jasmins Freundin Birte ist da ganz anderer Ansicht: »Wenn mir einer nicht gefällt, so'n Asi oder totaler Angebertyp, gehe

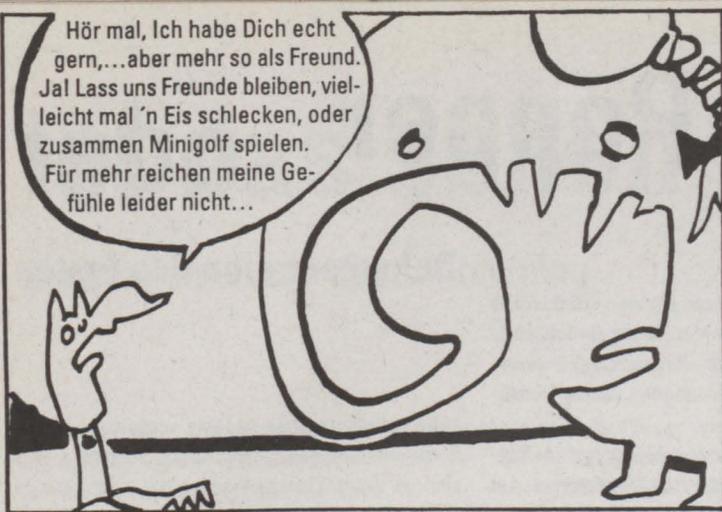
ich mit dem *sofort* ins Bett. Voll witzig, wie die Typen immer drauf reinfallen. Die merken gar nicht, wie ich die total verarsche!«

Dies ist eine Denke, die sich offensichtlich durchzusetzen beginnt. Aus Karlsruhe erreicht uns die Nachricht, daß es dort schon ganze Straßenzüge geben soll, in denen beschlipste Ex-Punks und Ex-Hippies durch unauffälliges Benehmen und tadellosten Lebenswandel ihre Nachbarn seit mehreren Jahren an der Nase herumführen. Durch ironische Familiengründungen, uneigentlichen Kinderkriegen und mehrdeutig abgeschlossene Bausparverträge haben sie sich eine fast perfekte Tarnung zugelegt. Fast! Abends, wenn man durch die Reihenhaussiedlungen spaziert, kann man sie nämlich kichern hören, ob ihrer Raffinesse, der Gesellschaft solcherart ein Schnippchen zu schlagen, diese Filous! In diesem Sinne entfaltet sich im ironischen Wohnen, ja im ironischen Leben selbst, eine Weisheit und Toleranz, die mit herkömmlichen Erkenntnismitteln kaum mehr zu greifen ist. Alle Dinge, alle Meinungen, alle Körper, alle Macht verschmelzen regenbogenfarben schillernd auf dem Rücken der göttlichen Schildkröte, die diesem Hypertrend deshalb ein gutes Gedeihen und ein langes Leben voraussagt: Möge ein menschliches Leben in vollständiger Ironie wahr werden, damit der Tod das letzte Reich des unumschränkten Ernstes bleibe. Den grimmen Schnitter zu foppen, versichert uns die Schildkröte, ist nämlich noch niemandem gelungen.

Tietze/Friebe

Spingo & Rocco





Hör mal, Ich habe Dich echt gern,... aber mehr so als Freund. Ja! Lass uns Freunde bleiben, vielleicht mal 'n Eis schlecken, oder zusammen Minigolf spielen. Für mehr reichen meine Gefühle leider nicht...

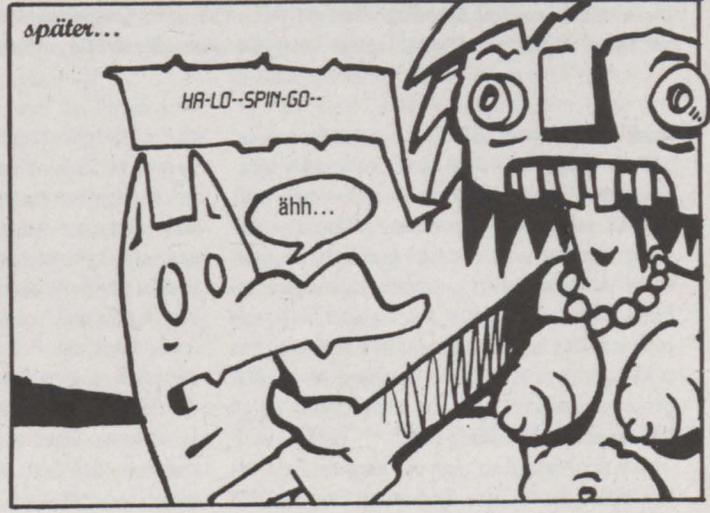


Eventuell bin auch zu gefühllos... Sie war ja immerhin ziemlich hübsch... Rocco weiss bestimmt, was zu tun ist.

Spingo, Du Sau...



Na, der erste Reifall? Komisch, ich dachte das geht direkt klar. Stellt der Herr Spingo sich ein wenig an? Na? Sind wir wählerisch? Gut, daß ich 'n Handy habe. Ich schau nochmal, was ich für Dich tun kann, Du Feinschmecker. Diesmal möchte ich aber 'nen Zugriff sehen, Du Pfeifel Ist doch nur 1a Qualität im Magazin gelistet...



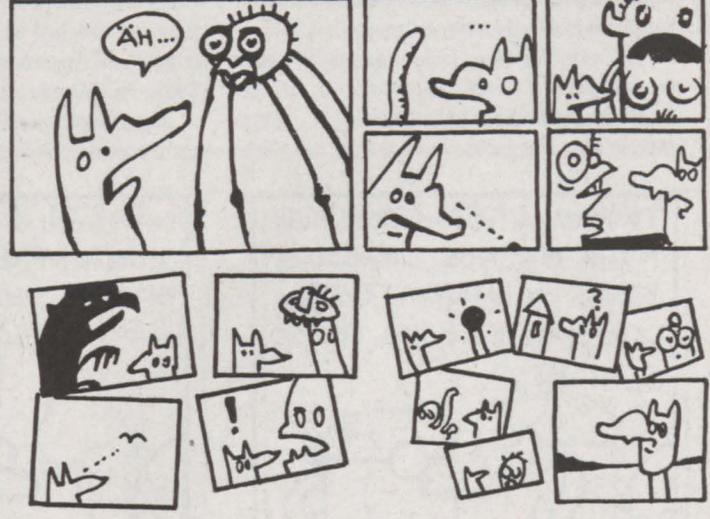
später...

HA-LO--SPIN--GO--

ähh...



...vielleicht mal zusammen ein Eis schlecken, oder 'ne Runde auf der Go-Kart-Bahn...



Na, Sportsfreund, wieder nichts dabei? Schadel Ich habe mich in der Zwischenzeit verliebt, weisst ja, wie das so ist, so allein... Ihre Telefonnummer stand übrigens auch im Magazin! So lernt man sich halt mal unkompliziert kennen! Sorry, daß es bei Dir nicht sofort »geschnagelt« hat, aber man sollte bescheiden sein... Wir gehen jetzt zumindest zu mir nach Hause »ein Eis schlecken«, wenn Du weisst, was ich meine, hehehehel Man sieht sich, Du Nulpel

ARGH.

»Ist das noch Popper oder

Dokumentation des Ersten

Daß sich die Pop-Intelligenzija des Landes permanent und immer stärker in ihren eigenen »Diskursen« verzettelt, ist unseres Erachtens auf eklatante Versäumnisse in der Grundlagenforschung zurückzuführen. Seit einigen Ausgaben versucht Luke & Trooke deshalb, mit Beiträgen zur »Popperforschung« wenigstens eine dieser Vakanzen auszufüllen und einem vom Mainstream abweichenden, neuen »Youth-cultural Studies“-Ansatz Vorschub zu leisten.

Wir dokumentieren hier einen Ausschnitt aus der zentralen Diskussion des »Ersten Symposium zur Popperforschung«, das am 3. Februar 1998 in Münster in den Räumlichkeiten des »Gleis 22« stattfand. Auf dem Podium saßen: Andreas Fänderich (28, Musiker, Citoyen und Zeitzeuge), Frauke Hein (28, Naturwissenschaftlerin und Grundlagenforscherin) und Veronika Lindenmayr (30, Tour- und Label-Managerin). Die Moderation übernahm Luke & Trooke-Redakteur Mark-Stefan Tietze.

Mark-Stefan Tietze (MST): Ich gehe davon aus, daß ihr hauptsächlich wegen des ersten Münsteraner Poppersymposiums hergekommen seid, daß ich also auch hier mitdenken oder sogar mitreden möchte, wenn es jetzt gleich darum geht: »Was ist eigentlich aus diesem jugendtypologischen Phänomen der 80er Jahre geworden?«, wie kann man das in Worte fassen? Wie kann man das in Kategorien pressen? Wie kann man daraus Folgerungen ziehen, wenn man unbeschadet durch das nächste Jahrtausend will!

Ich möchte jetzt so nach und nach die Referenten bitten, zu mir aufs Podium zu kommen. Ich würde da ganz speziell jetzt mal die Doctores Hein, Fänderich und Lindenmayr bitten...

Ja, Doktor Friebe ist leider ziemlich verhindert heute abend.

Frauke Hein (FH): Sehr, sehr feige.

MST: Er traut sich nicht.

orucci, sie glitten auf pastellfarbenen lackierten Vespas 24 Stunden am Tag vom Italiener mit der fauchenden Espressomaschine hinüber zur coolen Cocktailbar; auf ihren Schuhen wucherten unappetitliche Bommelchen.« So leitete ich vor einem knappen halben Jahr meine Replik auf Herrn Friebe's Denkanstoß in Luke & Trooke Nr. 5 ein. Holm Friebe hatte den Popper für tot erklärt, ich hatte daraufhin reagiert, indem ich darauf bestand, daß der Popper in den Medien und den Sozialwissenschaften ein Eigenleben entwickelt hat und zwar immer an der Seite des »Punkers«, wie er dort immer genannt wird. Desweiteren hatte ich die These eines populärkulturellen Magazins - ich kann verraten, daß es sich um die Spex handelt - referiert, die davon ausging, daß Popper und Raver Brüder im Geiste seien.

Jetzt, in Nr. 8, hat Friebe wieder einen Beitrag zur Popperforschung geleistet und seine Ur-

haben ja jetzt eigene Ansätze vorgelegt, um das Phänomen und das gesamte Forschungsfeld, was sich da drumherum entwickelt hat, explorativ zu erschließen. Ich habe hier an meiner Seite Frauke Hein geladen, auf meiner anderen Seite Veronika Lindenmayr und Andreas Fänderich - alles ausgewiesene Experten, die damals selber noch mit dabei waren, was man von den meisten im Publikum wohl nicht behaupten kann.

Einwurf aus dem Publikum: »Hayzee Fantasyzee«

MST: Hayzee Fantasyzee, haha. Ich möchte gerne mit euch in einen Dialog treten, nachdem wir hier die Kombattanten an diesem Tisch über ihre Thesen befragt haben. Wollt ihr ein provokatives Statement von mir oder wollt ihr erstmal so loslegen? Ihr seid wohl provokativ genug. Möchtest du denn grade mal sagen, Frauke, was so das Ding ist. Wieso interessierst du dich für den Popper oder, ehrlich gesagt, was willst du zu dem Quatsch hier sagen?

FH: Ja, danke für die Introdution, Herr Tietze. Sehr interessant, diese Gehinwichserie, die ich die ganze Zeit hier gehört habe. (MST macht unverständliche Bemerkung) Wer hat nach Provokation geschrien?

MST: Ja, das war, glaube ich, ich. (Gelächter im Publikum) Aber bleiben wir doch eine Sekunde bei



Ich begrüße alle Anwesenden und sage danke, daß ihr gekommen seid, danke, daß ihr im Namen der Wissenschaft hier seid. Ich gebe jetzt einen kleinen Überblick, was bereits an Diskursen in der Popper-Fachzeitschrift Luke & Trooke stattgefunden hat. Begeben wir uns auf eine Zeitreise in die frühen 80er Jahre. Bitte stellt euch das jetzt vor, schließt die Augen und überlegt euch, was ich wohl meine, wenn ich sage »Untote Lackaffen mit Lederschlips«: »Sie trugen zartgelbe Kaschmirpull-over und verehrten Götter names Lacoste und Fi-

sprungshypothese dahingehend modifiziert, daß er den Popper nun als »Ästhet des Verschwindens« bezeichnet, »der über eine virtuelle Telepräsenz Unsterblichkeit erlangt hat«. Man muß sich das mal vorstellen, klingt quatsch, oder?

Einwurf von Holm Friebe aus dem Saal: Super!!!

MST: Ich finde, und damit möchte ich das ganze beginnen, die Popperforschung steckt in den Kinderschuhen. Von einer eigenen Fachsystematik, von eigenen Methoden, von einem eigenen Corpus von Theorien sind wir noch weit entfernt; aber wir

der sachlichen Erörterung des Gegenstandes, der hier zur Disposition steht.

FH: Fangen wir mit dem Anfang an. Fangen wir mit dem Urgrund an, mit dem »big bang of cultures« sozusagen. Irgendwann einmal gab es eine Singularität. Kulturen im Urzustand, unbeschreibbar, und plötzlich erwachsen daraus drei von einander unabhängige Stränge, entstanden drei Strahlen. Daher heißt meine These übrigens auch die »Drei-strahlentheorie«. Ihr kennt das sicherlich noch alle aus dem Physikunterricht (drei Finger zur Demon-

ist das schon Punk?«

Symposiums zur Popperforschung

stration erhoben): hier in die eine Richtung gehen die Magnetfeldlinien, in die andere Richtung die Lorenzkraft und da lang fließt der Strom. So ähnlich ist das bei der Jugendkulturengese auch. Jetzt kann man sich fragen, welche Linie den Strom darstellt... Aber zurück zum Urknall, was ist entstanden? Ich möchte hier in die Runde werfen, Popper natürlich, Punks und Waver. Das sind die

»Dreistahltheorie«

drei Dinge, die man ohne einander nicht denken kann, und deshalb finde ich, daß man keine Poppertheorie formulieren kann, ohne auch eine Punk- oder Wavetheorie zu entwickeln.

Ich finde dieses von Herrn Tietze aufgestellte »tertium waveris non datur« höchst akademisch, man versucht dadurch Dinge einzugrenzen, die eigentlich organisch gewachsen oder sogar gewuchert sind. Also, aus diesem »big bang of cultures« sind Paralleluniversen in einer Dreistahlkonfiguration... (Gelächter auf dem Podium) Wir wollen die Dinge doch versachlichen, oder?... in einer Dreistahlkonfiguration entwachsen, die miteinander quasi in Phasenunübereinstimmung, in Phasenverschiebung gegeneinander schwang: Popper, Punker...

man ein paar Knochen gefunden. Bei unserem Forschungsgegenstand bin ich aber auf der Suche nach Schallplattenbruchstücken statt Knochenresten. Vielleicht könnte man die Mods als eine Art Brückenechsen ansehen? Aber der Ursprung ist eine Singularität, man darf das nicht vergessen. Wenn man es beobachtet, ist es weg!

MST: So, hmmm. Woher kommt der Popper? Wo liegen die Ursprünge dieses Jugendtyps? Ich leite einfach mal über zu Frau Lindenmayr.

Veronika Lindenmayr (VL): Ja, Herr Tietze, ich bin ja hier als Fachfrau geladen und habe mir als solche erstmal die Frage gestellt: Handelt es sich bei den Poppers um eine Hochkultur? Ich bin der Sache auf die Spur gekommen - ich will jetzt nichts vorwegnehmen - aber...

FH: Quellen, Quellen?!

VL: Ich habe ein Taschenlexikon befragt, Meyers Taschenlexikon in 24 Bänden. Das Taschenlexikon gab mir über den Begriff »Hochkultur« folgende Informationen: Erstens: Entwickelte Formen technischer Naturbeherrschung, komplexe Mechanismen und Institutionen durch Kommunikationssysteme, künstlerische Leistungen, die wie die vorangegangenen Merkmale oft nur in urbanen Zentren der Gesellschaft festzustellen sind.

Zu Punkt Eins kann ich kurz anmerken, daß der

auch »Punks«... können wir das mal in Großaufnahme haben, bitte?

MST: Wir haben hier sehr interessante Buttons, die die Kombattanten tragen. Frau Hein hat sich für einen »Punk«-Button entschieden, ich habe von Herrn Fänderich zur Verfügung gestellt bekommen einen astreinen »Popper-nein-danke!«-Button.

VL: Auch Herr Fänderich trägt einen »Popper-nein-danke!«-Button und ich habe von einem »Baum-ab-nein-danke!« dann doch Abstand genommen. Wie dem auch sei, die Kreativität war beispielsweise beim Punk ganz anders. Der nahm Hausmittel zur Hilfe, Zuckerwasser, Lebensmittelfarbe...

MST: So, das ist ja sehr interessant, Frau Lindenmayr.

VL: ...Vaters Bartschneider.

FH: Der erste Grüne.

Popper – eine Hochkultur?

MST: Ich soll hier ja so etwas wie einen Moderator machen, deshalb werde ich jetzt moderierend eingreifen und sagen: Frau Lindenmayr, ist also die provokative These...

VL: LIN-DEN-MAYR, mein Name ist Lindenmayr.

MST: ...Lindenmayern, Frau Lindenmayr, ist es denn also die provokative These, die die Fachwelt



MST: ...Und Waver.

FH: Bravo, Herr Tietze.

MST: Wenn ich das mal kurz zusammenfassen darf, daß also dein provokatives Statement lauten soll: Popper, Punker und Waver haben sich aus einem gemeinsamen Ursprung unabhängig von einander entwickelt, aber man muß sie trotzdem zueinander in Beziehung setzen.

FH: Ja, so ähnlich. Wenn es einen gemeinsamen Vorläufer gegeben hat, könnte man ihn als eine Art Lucy der Popperforschung betrachten. Von der hat



Popper natürlich auf Grund seiner Haartracht viel ausgefeilte Schnittechnik benötigte, um der Natur Herr zu werden. Auch »post operationem stylistii« nach dem Frisörbesuch - war viel Aufwand vonnöten, um die Tolle in Schach zu halten. Doch ließ die Haartracht des Poppers - obwohl mit der Technik: Schere, Fön, Gel und lässige Kopfbewegung anspruchsvoll zu pflegen - oft wenig Platz für Kreativität, und es war auch keine Eigeninitiative gefragt, sondern eigentlich nur ständige Nähe zum Ideal. Beim Punker war das ganz anders. Oder wir sagen



erschüttern soll - aus einem Taschenlexikon als wissenschaftlicher Quelle gezogen -, daß also der Popper irgendwas mit seiner Haartracht zu tun hat, und der Punker nicht, oder...

VL: Nein, nein, das haben sie ganz falsch verstanden, Herr Tietze, das haben sie...

MST: Ich hab's jetzt bewußt ein bißchen einfacher formuliert, damit das Publikum dem folgen kann. (Gelächter)

Andreas Fänderich (AF): Wir müssen hier ohnehin verständlich für das Publikum reden. Aber natür-

lich haben sowohl Punker als auch Punks – über die gilt es vielleicht noch einen eigenen Beitrag zu leisten – ihre Probleme mit der Haartracht, nur sind sie nicht vollkommen unterschiedlicher Natur. Und ich denke, daß wir hier jetzt auf einen zentralen Punkt, was überhaupt die Erklärung des Phä-

Quellen, Quellen!

nomens »Popper« anbelangt, kommen. Sowohl Punks als auch Popper haben ein Problem mit der Haartracht.

VL: Es ging doch jetzt um den Punkt meiner These: Handelt es sich um entwickelte Formen technischer Naturbeherrschung?

MST: Und da würde ich sagen, das kann man überhaupt erst behaupten, wenn man sich darüber verständigt hat, ob es den Popper überhaupt gab. Ich möchte jetzt einfach mal so, weil mir das langsam zu sehr abzudriften scheint, in so ein Scheiß-Gequatsche, wie das auf Symposien immer so...

VL: Sie wollten Statements!

MST: Ich wollte Statements. Ich wollte aber auch Provokation, ich wollte ein bißchen Randalen...

VL: Ist die Popperkultur eine Hochkultur?

MST: Gab's denn überhaupt Popper? Gab's denn überhaupt Popper? Ich behaupte einfach mal, der Popper war nur ein Medienphantom.

VL: Was tragen sie denn da für einen Button, Herr

tum war nur Balsam für die Erwachsenenwelt, die von Punks aufgerüttelt und aufgeschreckt wurde. Die Zeitschriften stellten den Punks die Popper zur Seite, damit die Erwachsenen sich nicht so erschrecken brauchen; eine Jugend, die im durchaus affirmativen Stile die ganzen Tugenden der Scheißerwachsenen durchexerzierten. So ungefähr würde ich das mal formulieren wollen. Das heißt, wir müssen uns erst mal verständigen, gab es Popper? Finden sich – wir können das ja mal ins Publikum fragen – hier Leute, die sich als Popper definiert hätten? Und wenn, könnten die dann gleichzeitig auch vielleicht...

FH: Können die mal nach vorne kommen und ihre Haare zeigen? Das wäre für uns sehr wichtig, wir betreiben auch gleichzeitig Feldforschung.

MST: Wir sehen also, daß es keine Popper gab. Jaja.

FH: So laufen also ihre sogenannten wissenschaftlichen Methoden ab, Herr Tietze! Ich finde, man kann die Gegensätze nicht ohne einander denken, um hier mal ein bißchen klärend einzugreifen. Also ihre Frage ist, gab es Popper überhaupt, ich glaube Herr Funderich vertritt die revolutionäre These..., die entgegengesetzt, revolutionäre These, Herr Tietze...

AF: Ich danke ihnen für diesen Ball, den sie mir gleichsam zuspielen. Ich gehe durchaus davon aus, daß es den Popper gab. Man konnte nicht durch die Straßen gehen, ohne welche zu sehen

Hayzee Fantayzee würde gerade eingespielt, man kann jetzt mit »The Clash« anfangen oder mit »Siouxsie and the Banshees« oder, was geht?

MST: »The Clash« war doch nun nicht gerade eine exponierte Popperband.

FH: Fangen wir doch damit an, daß Paul Weller mit »The Jam«, ich glaube, daß ist Punk - können wir uns darauf verständigen, daß das Punk war? – nachher zum Popper mit »The Style Council« geworden ist?

(Publikum: Nein, nein, Mod!)

FH: Oh, »The Jam« ist Mod? Herr Tietze, was haben sie eigentlich zum Thema »Mod« vorbereitet?

MST: Popper und Politik! Kommen wir zu einem ganz anderen Thema. Herr Funderich, wie und wo könnte denn der Popper politisch so verortet gewesen sein, wenn man da überhaupt was zu sagen kann, gesetzt den Fall, es hätte den Popper, wie sie ja behaupten, überhaupt gegeben.

AF: Nun der Popper war eine vollkommen affirmative Gestalt.

MST: Also scheiße. Scheiße reinsten Wassers.

AF: Natürlich, Scheiße reinsten Wassers, dadurch, daß er affirmativ war, hochgradig konservativ, wobei sich diese konservative Haltung erst noch breitmachen mußte und letztendlich zur Geltung erst kam mit der Wende '83, mit der Übernahme der Regierung Kohl.

MST: Die Regierung Kohl! Ein heißes Eisen! Ich spüre, daß die Spannung im Saale steigt, daß das



Tietze?

MST: Und der Popper, das....das ist so ein Button, bss...

VL: Möchten sie »nein danke« zu etwas sagen, das es gar nicht gibt?

MST: Ich wäre aber auch gegen eine Eventualität, die Eventualität des Poppers sehr allergisch. Ich würde mir das auch nicht mal als denkbar vorstellen wollen. Nein, was ich sagen wollte ist: Gab es den Popper überhaupt? Ich meine, es gab den Popper überhaupt? Ich meine, es gab den Popper womöglich gar nicht. Das mediale Popper-

und ich glaube, daß Popper und Punks nach der Geburt getrennte Zwillinge waren.

MST: Nach der Geburt getrennte Zwillinge, sagt der Herr Funderich! Das hier klingt allerdings interessant. Kommen wir zu einem ganz anderen Thema! Popper, Punker, das hatte doch alles etwas mit...

FH: Waver! Sie vergessen die Waver!

MST: ...Waver, das hatte doch auch alles etwas mit Musik zu tun, oder nicht? Frau Hein?

FH: Total unfair. Was wollen sie hören, Herr Tietze?

Blut in Wallung gerät. Wenn die Leute »Regierung Kohl« hören, werden sie wieder ganz Ohr, mag auch die Materie noch so anstrengend sein.

FH: Vielleicht könnte jeder im Saale mal ganz locker sein Lieblingslied aus den 80ern hier vortragen, dann kämen wir nämlich der angewandten Popperforschung ein Stückchen näher. Vielleicht fördern wir dann doch einige verborgene Popper zutage und widerlegen damit Herrn Tietze.

Publikum: Was ist mit Kajagogoo?

MST: Kajagogoo ist ja ganz einwandfrei mit dem

Superhit »Too Shy«, ähm...

FH: ...und »Never ending story«...

MST: »Never ending story« war von Limahl, solo. (frenetischer Beifall)

FH: Ich glaube, wir sind Zeugen eines Outings, ein Popper-Outing

MST: Ich hab' mein Fach gründlich studiert, Frau Hein.

AF: Wenn es jetzt darum geht, ein Quiz zu veranstalten, dann hätte ich da noch

Können Bunken Popper sein?

eine Frage: Kennt hier noch jemand »Buck's Fizz«?

VL: Das war etwa 1981, der Hit war »Making your mind up«

AF: Ja, das war ein Popper.

FH: Koryphäen unter sich.

AF: Wobei das eben die, wie man es heute vielleicht sagen würde, »Bunken-Popper« waren. Ich denke, das ist ein sehr interessantes Feld, daß man sich fragen muß: Können Bunken Popper sein?

FH: Dann sollte man vielleicht auch noch eine Unterscheidung wagen zwischen »Popporn« und »Synthi-Popporn«. Wir sind da vorhin mal so intern drauf gekommen, Depeche Mode als Synthi-Popper, da bin ich ja fast gesteinigt worden, wenn man die mit den Popporn in Verbindung bringt. Das Auditorium ist sehr unruhig, können wir vielleicht ein bißchen Ruhe haben?

MST: D'accord, d'accord, hört mal, hier werden wirklich wichtige Sachen erörtert. Und dann möchte ich auch noch gleich zu einem anderen Thema kommen: Markenfetischismus und Jugendkultur. Wir haben darüber schon von Herrn Fün-derich gehört, die Frage: »Können Bunken Popper sein?« Ich hätte da eine interessante These von Frau Müller, die im Auditorium sitzt. Die meinte, daß die jungen Menschen, die heutzutage - was war das noch einmal, Frau Müller, können sie mal gerade kommen und uns ihre These erörtern? Nein, okay. Doch, sie kommt.

Christiane Müller (CM): Soll ich jetzt nach vorne kommen?

MST: Ja, mach doch mal. Du hattest doch so ein paar interessante Markennamen, mit denen du irgendwie...

CM: Die kann ich auch von hier sagen.

MST: Ja, sag das doch mal von da.

Publikum: Nach vorne, nach vorne!

CM: Also die Popper unserer Zeit tragen Tommy Hilfiger-Jacken und Stüssi-Baggies und Turnschuhe für 200 Mark.

FH: Welche Turnschuhmarke?

CM: Keine Ahnung. Weiß ich nicht, Nike?

FH: Ich glaube, hier gibt es Leute im Auditorium, die Niketurnschuhe tragen, kann das sein? Kann es sein, daß jemand, der hier vorne schon stand, Niketurnschuhe trägt?

VF: Was ist mit der allseits beliebten Turnschuhmarke »Airwalk«?

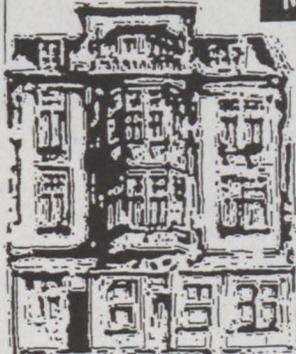
FH: Und Puma? Es gab hier jemanden, der Puma-Turnschuhe trägt, ich hab's gesehen.

(Gelächter)

MST: Ist das noch Popper oder ist das schon Punk? Auf jeden Fall bedanke ich mich bei allen für ihre Aufmerksamkeit. Ich denke, wir haben es in der kurzen Zeit nicht schaffen können, einen kompletten Einblick zu geben und das Fach komplett zu systematisieren. Aber ich denke, wir haben Anregung gegeben, die jeder zuhause weiterdenken kann, die jeder raus in die Welt tragen kann, und wir werden versuchen, innerhalb der nächsten zehn Jahre eine popperwissenschaftliche Fakultät zu gründen, an irgendeiner Uni, wir wissen noch nicht wo, Witten-Herdecke oder so'n Scheiß. Auf jeden Fall danke ich meinen charmanten Plaudergästen hier am Tisch und hoffe, daß ihr bald wiederkommt, wenn es heißt: »Wo steht die Popperforschung im Jahr 2000?«

Danke schön.

Dokumentation: Frauke Hein



KNEIPE
FRAUENSTR.
24
DURCHGEHEND
TÜRKISCHE KÜCHE
AUCH ZUM MITNEHMEN!
MO-FR VON 9.30-1 UHR
SA UND SO VON 12-1 UHR

die Alternative!

Rosta

BUCHLADEN

Aegidiistr.12, 48143 Münster, 0251-44926

SUN&B
#16 out im Oktober
Kontakt: Marc-Stefan Andres, Tel./Fax 0251-80836

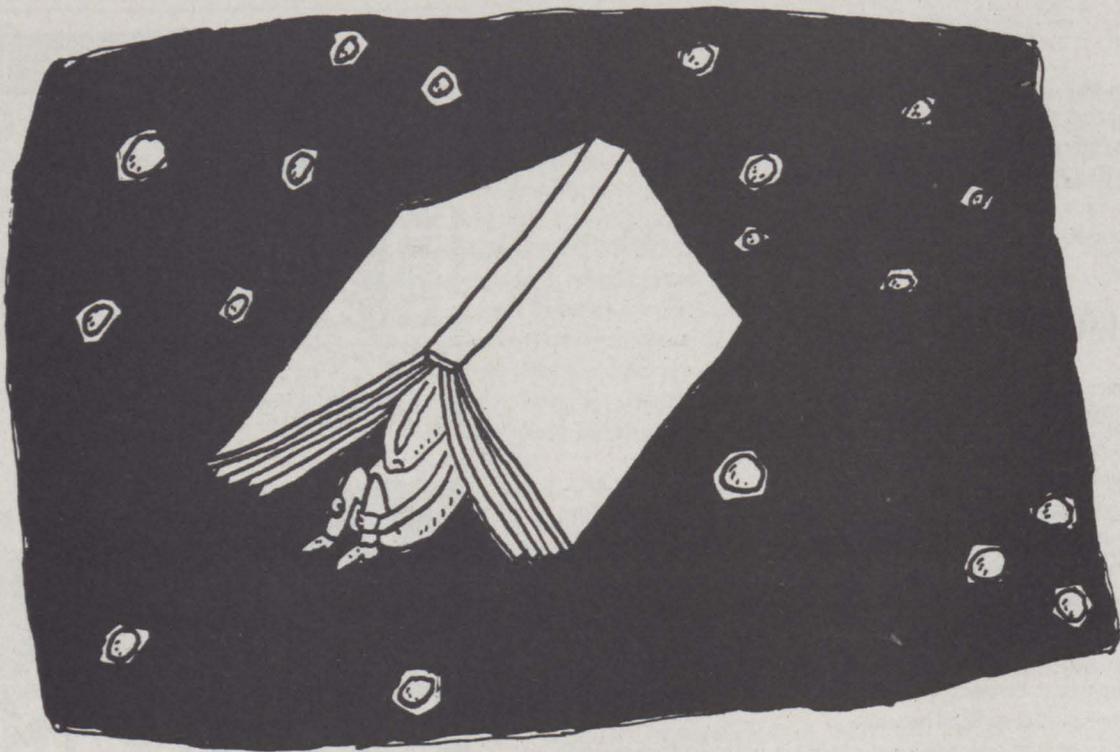


T-SHIRTS,
KAPPUS, BAGGYS
FILM- UND MUSIK-
POSTER,
ETC...
ATOMIC SWING

Winkelstr. 10 / Münster / Tel. 0251-47049

CROSSOVER
PUNKROCK
HARDCORE
Schluckspecht
JÜDEFELDERSTR. 54

Kurzromane



EIN RUCK MUSS DURCH DICH GEHEN

Roman Herzog

Ein Croissant und dazu ein feines Glas Gemüsesaft – das ist ein vollständiges und schmackhaftes Abendessen, dachte Erik zufrieden. Er hörte einen Britpop-Sampler von vor drei Jahren und wackelte heiter mit den Zehen in seinen neuen Schuhen. Nach dem Essen überlegte er, ob er sich einen hobeln sollte. Andererseits: wenn er im Leben was leisten wollte, mußte er auch mal sublimieren können. So saß er den ganzen Abend und kämpfte mit der Versuchung, ohne auch nur einen Schritt weiterzukommen, egal in welche Richtung.

ÖL UND WASSER

Industrieroman

Der Vorarbeiter stellte mich an die schwedische Maschine. Die schwedische Maschine machte Bierfaßoberteile. Auf der einen Seite rutschten die frischgepressten Bierfaßoberteile runter und bespritzten mich mit Öl. Ich mußte ihnen einen Grat abschneiden, indem ich zwei Knöpfe drückte, der Sicherheit wegen. Dann mußte ich die Bierfaßoberteile in eine Waschstraße mit Gummilappen schieben, aus der heißer Wasserdampf quoll. Von der einen Seite also heißes Öl, von der anderen Seite Dampf und heißes Wasser – dazwischen ich.

I FELL IN LOVE WITH CHELSEA CLINTON

Roman mit Herz

Es war ein bißchen schwer, an die Trine ranzukommen. Ich wurde zwar von einem Onkel in die Familie eingeführt, Bill schüttelte mir auch aufmerksam die Hand und Hillary behielt mich gleich am ersten Abend zum Essen da, aber Chelsea war eine härtere Nuß, als ich anfangs geglaubt hatte. Erst bei unserem zweiten Date kam es zum Zungenkuß. Und die Sache mit den Bodyguards war von Anfang an ein Störfaktor in unserer Beziehung. Voll klemmig. Mehr als Petting konntest du da praktisch vergessen. Hätte die nie bei mitgemacht.



EICKHOFFS REISE

Roman aus der Provinz

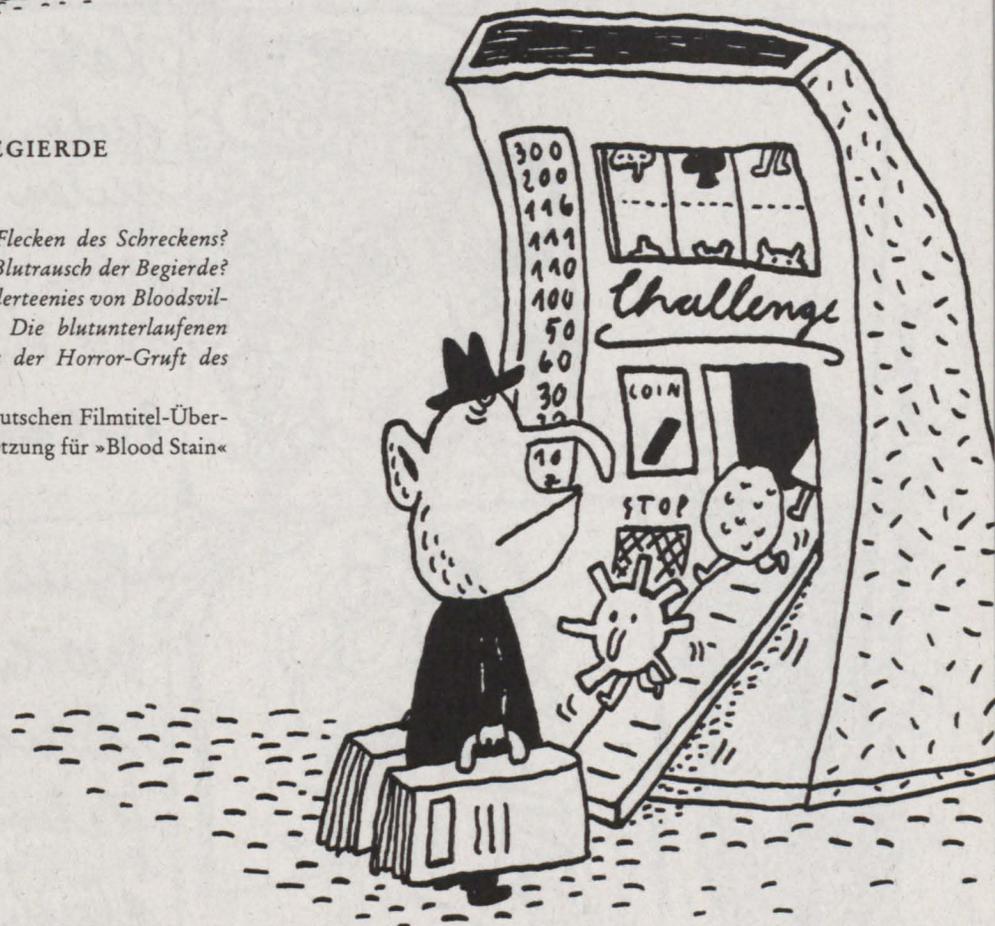
Am Abend vor der Abreise. Im Bahnhofsrestaurant. Eickhoff verspielt sein gesamtes Reisebudget am Daddelautomaten. Trinkt viel Bier und Korn dazu. Gerät in Streit mit der Maschine. Ballt die Fäuste vorm Gesicht. Fordert lautstark drei Kirschen. Kriegt aber nur eine Sonne, eine Zitrone und ein undefinierbares Etwas aus den Randzonen der Vernunft. Eickhoff logischerweise vollkommen am Ende. Aus der Traum: Die Reise entfällt. Zurück bleiben, für alle Unbelehrbaren, Paß und Fahrkarte auf dem Tresen liegen.

IM BLUTRAUSCH DER BEGIERDE

Thriller

Blutbeschmiert – und immer noch durstig... Flecken des Schreckens? Schmeckt sich gut und leckt sich gut: Blut! Im Bluttausch der Begierde? Die Blutspur der gierigen Terror-Girls? Die Killerteenie von Bloodsville... Blutjung und nackt auf dem Friedhof? Die blutunterlaufenen Augen der schreienden Monster-Zombies aus der Horror-Gruft des Grauens?

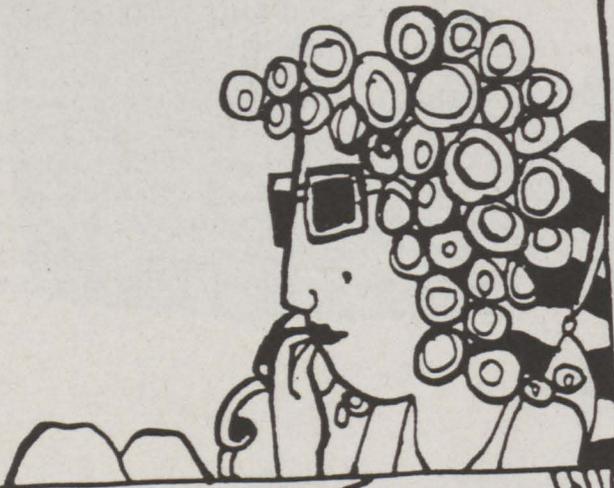
Es war wirklich zum Haareausraufen. Dem deutschen Filmtitel-Übersetzer wollte und wollte keine passende Übersetzung für »Blood Stain« gelingen.



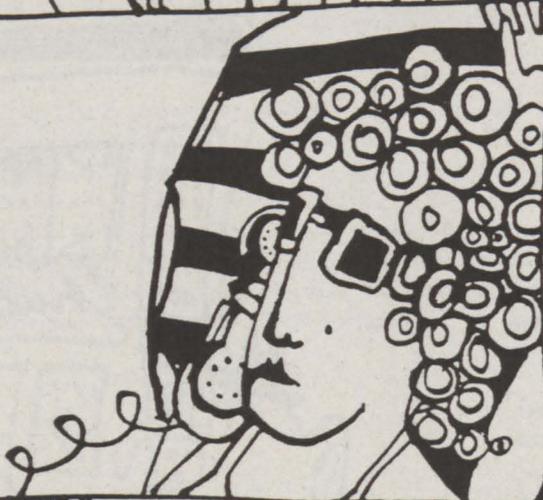
♡ 1. Mai ♡



Hey Rolle hier ist Rita.
Alles fit im Schritt. Ich
dachte, ich call mal durch.
Bin zwar wie immer
voll busy aber vielleicht
... ich dachte...



Du langweilst Dich vill.
leicht.
Ich war gestern auf
Piste. 1. Mai Technisch.
Hab den ganzen Tag
cool parties rungerollt



Hab na klar gleich nen
guten Typen mit nem
guten Arsch aufgezogen.
John. Oder Jan oder Jan
oder so. Und spätes noch
zwo andere. Jemandwie



Bulle und Facy. Die
waren beide schafwil
Hund. Ich hab son
feeling, die stehen hier
gleich alle aufes Matte.

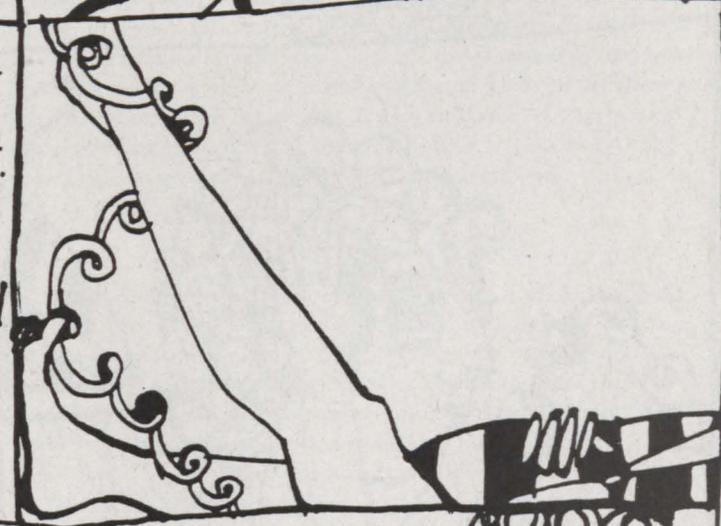
Obwohl... Frau hat immer
so auf heimlich gemacht.
Des hatte noch zwei andere
am Start oder so. Voll un-
entspannt der Typ. Ach
und wusste, wenn ich



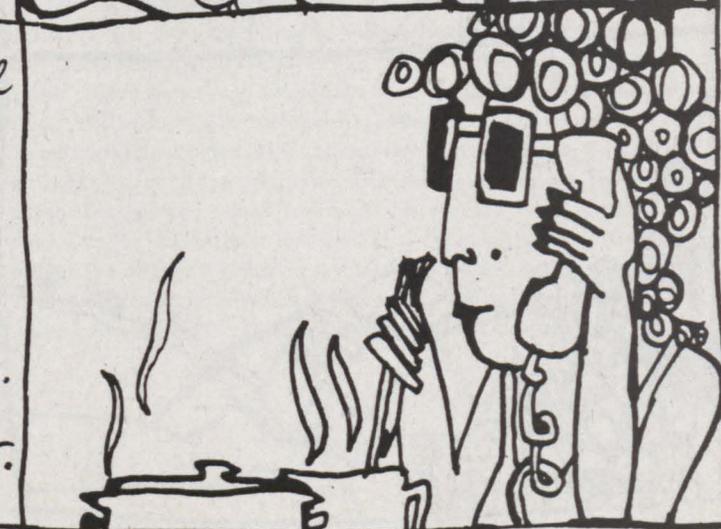
gesehen hab? Schims.
Des hat in aller Öffentlich-
keit mit Sabbel runge-
ballt. Ekelhaft so innen
Rabbatten.



Na Haupttrache ich hab
nen geilen Tag verbracht.
Abgesteppt hab ich, kann-
ste dir das nicht vorstellen!
Alles was gut ist.

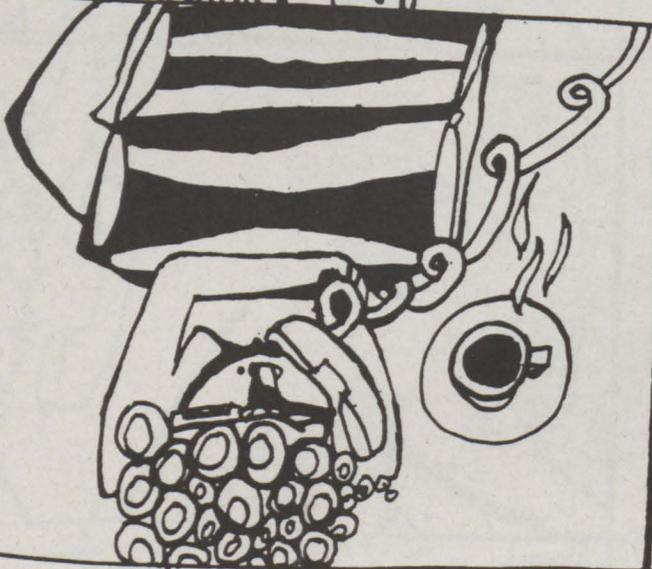


Und dann im Zelt wurde
dieser John oder wie der
hieß aktiv. Hat mir gut
gefallen. Alle sind da
voll auf mich abgefallen.
Weiß auch nicht. Total gut.

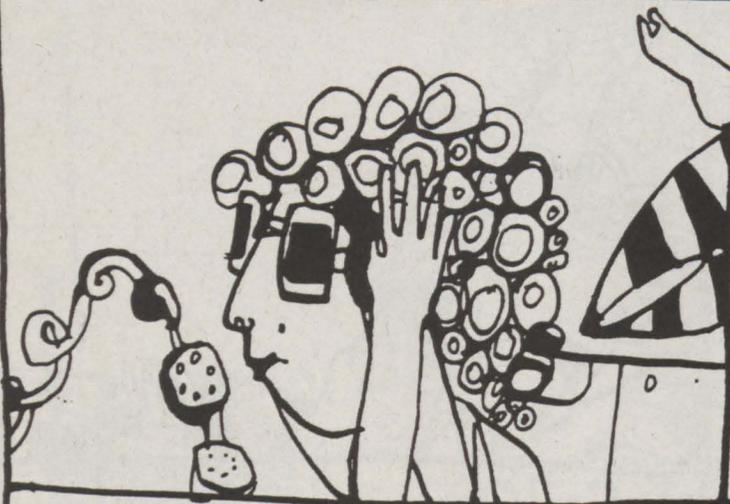




Und hier der John...,
immer an meinem Arsch
so am rumfummeln.
Irgendwie dann das
übliche "Zu Dir oder zu
mir". Zu ihm. Fest wie
gehakt.



Und dann bin ich
wieder auf Piste und
hab Fay und Belle
aufgegabelt und bin
mit denen rumgezogen.
Wir haben ne Mill gemacht.



(Was red ich denn für
nen Mill.)
Ach Scheiße, immer wenn
ich dich brauche, hast
Du Dinen AB dran.
Kacke.



Ralf hat Schluss gemacht,
Des geht jetzt mit Bine.
Die hat jetzt auch das
Armband. Ruf doch bitte
mal zurück. Nummer
haste ja. Tschö also. Tschö.

Erotische Anekdoten

Einmal »konnte« König Priamos an mehreren aufeinanderfolgenden Malen »nicht«, was ihn arg verärgerte und die Stimmung am Königshof nachhaltig eintrübte. Er ließ nach einem Alchimisten schicken und beauftragte diesen, eine Salbe oder Paste oder sonst ein Mittel gegen seine Unpäßlichkeit herzustellen und beizubringen. Der Alchimist machte sich sogleich ans Werk und mischte gemörserten Kopfsalat, Quarzsand, Hauhachelwurz und Sodapulver zu einer Art Salbe zusammen, die er dem König als Wundermittel anpries. Priamos zögerte nicht lange, das Elixier zur Anwendung zu bringen, und auf anhieb »klappte« in den königlichen Gemächern wieder alles und war beim Alten. Das Aphrodisiakum war damit noch keineswegs erfunden, wohl aber das erste Placebo.

Ein Student der Medizin hatte sich fernab der regulären Unterrichtszeiten Zugang zum Pathologie-Saal der Uni-Klinik verschafft, wo präparierte Leichen von den angehenden Medizinern und Medizinerinnen über mehrere Wochen hinweg seziert und examiniert werden. Eine Reinigungsbedienstete ertappte ihn *in flagranti*, wie er sich gerade an dem bildhübschen Opfer eines Motorradunfalls verging und zu schaffen machte, und verständigte umgehend die Klinikleitung. Die junge Dame hätte dem Studenten, wie dieser später zu Protokoll gab, gleich zu Kursbeginn »den Kopf verdreht« – was man ihm jedoch, ob schon plausibel, als Entschuldigung nicht durchgehen ließ. Selbst die fortlaufenden Beteuerungen, daß die Schöne »ja schon vorher« tot gewesen sei, konnten seine Exmatrikulation nicht mehr abwenden. Auch ein Gerichtsverfahren wegen »Verstoß gegen die Hausordnung« ist noch anhängig.



Illustrator: Markus Spang

Am Hofe des Preußenkönigs Friedrich-Wilhelm erfreute sich in einer Saison ein reichlich dekadentes Geländespiel großer Beliebtheit, bei dem die Damen, mit Bändchen an den Handgelenken, hinaus in die Parkanlagen gescheucht wurden, und die adeligen Herren sich nach einer Wartezeit von einer halben Stunde auf die Suche nach ihnen begaben. Fand einer der Herren eine der Damen, und gelang es ihm, sie zu stellen, so durfte er mit ihr anstellen, wonach ihm gerade gelüstete, mußte sich aber anschließend seinerseits das Bändchen umbinden und war so Freiwild sowohl für die umherpirschenden Herren, als auch für die inzwischen bändchenlosen Damen. Als dann jedoch erste Fälle der Syphilis auch bei Hofe auftraten, und sich die Krankheit ob der losen Praktiken wie ein Lauffeuer verbreitete, als zudem noch eine der Damen von einer versehentlich zur gleichen Zeit im gleichen Park abgehaltenen Jagdgesellschaft erschossen wurde, wurde das Spiel erst einmal auf unbestimmte Zeit ausgesetzt und geriet darüber in Vergessenheit.

Zwei Männer in Kirchheimbolanden waren einst nächtens und auch wohl schon einigermaßen angetrunken auf der Suche nach einer Bar, die um diese Zeit noch aufhätte. Die Suche verkürzten sie sich damit, ein ums andere Mal in voller Lautstärke den bekannten Gassenhauer »Tell us the way to the next Whiskeybar, or we must die, I tell you ...« zu Gehör zu bringen – sehr zum Leidwesen der rechtschaffenen Kirchheimbolandener. Das war wohl auch mit eine der Ursachen, warum dem einen beim Betreten der endlich gefundenen Bar der Zungenbrecher in den Sinn kam: »Der Whiskymixer mixt Whisky«. Nachdem sein Gehirn diese Wortschleife mehrfach durchlaufen, und man sich inzwischen am Tresen installierte hatte, war es dann nahezu unausweichlich, daß er die männliche Thekenkraft mit »Hey, Wichsimixer!« adressierte und »zwei doppelte Wichsi, aber zackzack!« orderte. Wer das jedoch nicht übel nahm, war der Barkeeper – schließlich waren derlei Vorkommnisse keine Seltenheit in dem für Abstürze berühmten Etablissement. Auch sah er davon ab, die zwei doppelten Jack Daniel's mit seinem Sperma zu vergällen, sondern servierte sie ganz normal, wie es sich gehört, mit Eis.

Im Niederbayerischen wollte einmal eine Oberprimanerin ihre Tante besuchen, welche im kleinen Ort Blasen bei Ortenburg lebte und auch wohnte. Um Geld zu sparen, und um der zusätzlichen Gelegenheit willen, neue Bekanntschaften zu knüpfen, entschloß sich die Erwähnte, ein Vorankommen zunächst per Autostop zu versuchen. Auch das Wetter spielte mit, und so malte sie sich mit Edding aus einem Pappdeckel ein Schild, auf dem der gewünschte Zielort »Blasen« in weithin gut sichtbaren Lettern vermerkt war, und stellte sich damit an die Bundesstraße. Gar nicht allzu lang, da hielt auch schon der erste Wagen, in den das Mädchen auch prompt einstieg. Zu ihrer Überraschung hatte der Fahrer jedoch keineswegs die Absicht, auch nur in die Nähe der kleinen Ortschaft zu fahren, und machte sich statt dessen an seinem Hosenschlitz zu schaffen, sein errigiertes Glied zum Vorschein zu bringen. Geldscheine wurden auch offeriert. Sachte konsterniert gebot ihm die Teenagerin anzuhalten und stieg ohne Umschweife aus, erneut ihr Glück zu versuchen. Dergleichen ereignete sich noch zwei-, dreimal mehr, bis es der so mehrfach Bedrängten endgültig reichte und zu bunt wurde, woraufhin sie erst mit der Regionalbahn nach Ortenburg und von dort umständlich weiter mit einer Buslinie in den Heimatort ihrer Tante kutscherte.

Pornberg

Bitzhenner

Jedes Hörgerät hätte kapituliert. Der Fernseher überm Tresen war gerade so laut, daß man von den Kommentaren zum Spiel nichts verstand, aber gezielt beschallt wurde, der größte Teil der Kundschaft längst derart breit, daß die Leiseren eigentlich ins Bett gekonnt hätten. Als Bonbon pesteten vier Boxen eine leichte Brise Karnevalsschläger in den Raum.

Holger Pornberg interessierte sich nicht die Bohne für die Übertragung und hatte, wenn überhaupt nur ein Auge auf die Stimmungsbilder vom Volk auf den Rängen und auf die Eingangstür. Sie würde nicht mehr kommen, aber er wartete trotzdem.

In einer Kurve des Stadions ging ein Paukenterzett ab wie Wikinger auf Pilzen, was man von Pornbergs Abend nicht behaupten konnte. Er saß allein an einem Tisch abseits der fünfzehn Nasen, die sich wahrscheinlich jeden Abend hier zulaufen ließen. Jedes einzelne seiner 254 Pfund ölte vor sich hin.

Eine Frau mit kaputter Stimme kreischte »Willi, du Pottsau!«, als der Wirt zu ihm kam und fragte, ob er noch was trinken wolle. Er orderte Pils und kurzentschlossen noch einen Magenbitter, weil sich das Abendessen im Todeskampf aufbäumte. Bildete er sich das ein, oder guckte ihn der Wirt an, als habe er mit ihm mehr Mitleid als mit jedem anderen Wrack in seinem Reich. Dabei gab es da noch ganz andere. In der Einflugschneise von Pornbergs müdem Blick, am Tresen, saß eine Gestalt Anfang Fünfzig, die er für die Mutter von mindestens acht dummen Kindern hielt. Sie wirkte stockbesoffen und hatte sich, solange wie Pornberg sie wahrnahm, an ihrer Unterlippe rumgefummelt, an der eine dunkle Schorfkruste residierte.

Irgendwann bemerkte sie, daß sie blutete, ging mit ihrer blassen Zunge über die Stelle, aber es lief ihr schon übers Kinn. Die Lippe suppte ordentlich. Pornberg sah ihren halboffenen Mund, den Fischblick durch ein Kassengestell mit dicken Gläsern. Er bekam Gänsehaut, als sie mit dem Ärmel das Blut von der Theke wischte.

Das war sie, die dunkle Seite der Macht, dachte er und grunzte zufrieden. Vielleicht hätte ihn auch dieser Haufen vor 30 Jahren hierher locken können. Aber das bebrillte Elend hatte ihm bis dahin ja nichts getan. Ein Kerl, der bis dahin links von der Frau saß, nahm sein Pils, ging in Richtung Klo, und kam nicht wieder. Vielleicht hatten hier mehrere Leute eine bösen Abend.

Pornbergs legte sich Rechenschaft darüber ab, daß seine Laune erst vor einer guten Stunde in den Keller gegangen war. Heute, hatte er gedacht, heute könnte er ihn machen, den Schritt auf Gefühlsneuland, diese Dagmar als Umwälzung, Aufbruch, vielleicht der Schritt in Richtung wieder Sex haben. Aber sie wollte die Rolle anscheinend nicht, hatte wohl schon ein Engagement woanders und ließ den Vertrag mit Tinte aus dem fleischfarbenen Füller gegenzeichnen. Vielleicht jetzt gerade.

Pornberg versuchte an etwas anderes zu denken, aber sein Ärger schob dem den zartbitteren Riegel vor. Sie war das einzige, worauf er sich eingebildd hatte, Rückgriff nehmen zu können, wenn es hart würde. Alles war so lange gutgegangen, der letzte Klinikaufenthalt ewig her. Und jetzt diese Unruhe.

Sie studierte. Er sah sich im Geiste wieder am Kiosk seines Bekannten antanzen, wo die stämmige Blonde aushalf. Er hatte es drei Wochen lang mit der aus seiner Sicht genialen »Ja, dann grüß mal Heiner schön von mir«-Masche probiert – ohne Erfolg. Jedesmal hatte sie ihm die Mineralwasserflasche mit einem gelangweilten Gesichtsausdruck und »Ja, mach ich« gereicht.

Dann war er auf die Idee gekommen, sie anzurufen. Er ließ sich von Heiner die Telefonnummer geben, versprach keine Dummheiten zu machen und läutete bei ihr durch. Das war gestern.

Sie klang nicht begeistert, da machte er sich nichts vor. Dafür wußte sie nach kurzem Überlegen, wer er war.

Er freute sich wie ein kleines Kind, als sie sagte, man könnte sich ja auf ein Bier in der Kneipe gegenüber ihrer Wohnung treffen, so um 8





Uhr. Die Kneipe kannte er nicht, aber sie gab ihm die Adresse.

Und jetzt saß er hier seit zwei Stunden oder länger. Er war zwi-
schendurch rausgegangen, über die Straße zu ihrem Haus.

Es gab ein Namensschild, auf dem »D. Senkel« stand, und er klingelte
mehrfach, aber nichts tat sich. In mehreren Fenstern des dreistöckigen Ka-
stens sah Pornberg Licht. War eines davon ihres? Die Sau. Er konnte doch
nicht aus der Kneipe gegenüber anrufen. So eine Scheiße.

Er schleppte sich zum Klo, wo er einen Halbpfünder verschwinden ließ.
Der Magendruck blieb, und Pornberg merkte, daß er schnell nach Hause
mußte, ganz schnell. Aber daraus wurde nichts.

Auf seinem Tisch lag das Ding, besser gesagt der Oberkörper davon. Er
erkannte ihren Rock, die Frau mit der Lippe. Er konnte sie trotz Gedudel
vom Spielautomaten schnarchen hören. Pornberg setzte sich auf seinen
Stuhl ihr gegenüber. Der Wirt kam, sagte »Ich hol die gleich da weg«, und
er grunzte »Lassen se, ist nicht schlimm.«

Auf dem Tisch stand sein Bier, das er züig wegkippte. Er wollte seine
Mütze vom Boden aufheben, bückte sich schwerfällig und hielt mitten in
der Bewegung inne. »Das gibt's nicht«, flüsterte er. Der Haufen hatte nichts
drunter.

Im Stadion zündeten Fans Leuchtstäbe an. Pornberg stapfte zur Theke,
und ließ sich von der anderen Bedienung eine Kerze geben, er brauche es
jetzt ein bißchen besinnlich. Er bekam eine lilafarbene, die er an seinem
Tisch vor der immer noch schnarchenden Frau anzündete. Nach kurzem
Kramen fanden sich in der Außentasche seines Mantels Block und Kugel-
schreiber. Er riß ein Blatt ab und schrieb darauf mit krakeligen Druckbuch-
staben: »Haben sie ein Glück, daß sie so schäbbig sind. Mir geht es auch
nicht gut. Kaufen sie sich eine Unterhose. Mehr als genug Geld anbei.« Er
zog leicht zitternd einen Hunderter aus dem Portemonnaie, und rollte Zet-
tel und Schein zusammen, so fest und eng wie möglich. Die Enden der Rolle
tauchte er kurz unterhalb der Flamme in die Kerze und betrachtete den lila-
blauen Zauberstab. Niemand sah ihm zu.

Er wollte sich gerade unter den Tisch bücken, um ihr die Rolle ins Zen-
trum allen Unglücks zu stecken, als es in seinem Kopf »Pffft« machte. Porn-
berg kratzte sich am Kehlkopf. Nein, das konnte er nicht machen. Er erin-
nerte sich einen Augenblick zu plastisch daran, wie er vor zehn Jahren auf
irgendeiner Feier mit einer Bockwurst im Arsch aufgewacht war, und daran
wie ihn seine damalige Traumfrau Tage später angesehen hatte. Ein bißchen
Galle bahnte sich den Weg nach oben. Er zog sich den Mantel an. Er griff
ihr in die strähnigen Haare, zog ihren Kopf hoch und steckte ihr die Rolle
in die Nase. Das Weiße in ihren Augen, war von roten Linien durchzogen.
Sie wachte nicht auf.

Pornberg bestellte eine Flasche Korn zum Mitnehmen und zahlte. Auf
der Straße rannte er.

GLEIS22

Konzerte
Parties
Kunstaussstellungen
Lesungen

Café
Hafenstraße 34

CROCODILE

Der preiswerte
Second-Hand-
Modeladen!

501
+ CORDHOSEN
DM 29,-

Hansaring 3
48155 Münster
Tel. 0251 / 67 555

Mo. - Fr. 11.00 - 18.30
Sa. 10.00 - 15.00



Die Wahrheit, Herr Melville.

Nennt mich E-mail. Ich bin euer Erzähler.

Eigentlich heiße ich Ulf, aber egal...

...es geht ja um den Kapitn.

Was dem Kapitn noch mehr stank, als daß ihm alle mit Lincoln verwechselt, war sein wabbeliges Holzbein aus Walfischbrett.

Damit knickte er immer ein und machte ulkige Gerusche an Deck. Die anderen Kinder lachten ihn deshalb oft aus.

Dann eines Tages stand er draußen an der Reling und sah einen Wal, weiß wie Schokolade. Da hatte der Kapitn eine Idee.

Er zeigte dem Wal ein Foto von einer Wlerin, die war ganz uckig. Da freute sich der Wal und spritzte ab, und sein Moby wurde dick.

Der gansige Kapitn holte schnell eine große Schere raus und schnitt ihm das Ding ab. Jetzt hatte er endlich ein hartes Bein. Aber natürlich nicht lange.

Ds kommt davon! Der Wal aber konnte plotzlich ganz tolle Gesange und ist noch heute Leadvocalist bei Horst Jankowski und der Jochen-Brauer-Band.

LISSABON
EXPO
1998

HERRN KRUP
BESUCHT VON

SO, UND DIESES
HIER WAR EIGENTLICH
ALS WALFISCHBECKEN
VORGESEHEN. WURDE
ABER NICHT REALISIERT

NUN SIND WALE
JA KEINE !!
FISCHE !!

SIE BRINGEN IHRE
JUNGEN ZUR
WELT WIE DIE
MENSCHEN

WAS IST MIT
MÄDCHEN ??
DA MUSS ICH
PASSEN, ICH
BIN HIER NUR
AUSHILFE

Die Abenteuer von

KPTN. KNORKO

Moby Dick, dieser verwunschene Wal... seit 23 langen Jahren bin ich auf seiner Fhrt, seitdem versenkte er mein Schiff dreimal und ich verlor dabei ein Auge und ein Bein...

Moby Dick, dieser weiße Mörder... 30 Jahre jage ich ihn nun schon über die 7 Ozeane... Dabei versenkte er schon 12 meiner Schiffe und ich verlor dabei ein Bein, ein Auge, ein Ohr und einen Arm...

Moby Dick, dieser mythen- berfrachtete Meeressäuger mit Pigmentstrung... 3 Tage habe ich ihn gejagt und gestern 2 Seemeilen vor der Küste zur Strecke gebracht... Dabei verlor ich meinen Respekt vor Pottwalen...

MARTIN B.

Wie schön Passanten sein können

»Mit Herbert ist was nicht in Ordnung«, sagte Jörg beim Abwaschen zu Sibylle. »Ich finde, wir sollten ihn irgendwie ablenken. Mal zum Spielen einladen oder so.«

Sibylle wedelte ein kariertes Trockentuch über eine Porzellanschüssel mit abblätterndem Rosendekor, von der die ganze WG nicht wußte, wo sie mal hergekommen sein mochte. »Vielleicht eins von deinen neuen Fantasy-Rollenspielen«, sagte sie höflich.

»In letzter Zeit mache ich mir richtige Sorgen um ihn«, sagte Jörg mit unbeirrt düsterer Miene. »Und um Klaudia vor allem.«

»Da bin ich etwas ratlos«, sagte Sibylle, die sich nie den Luxus eines leichtfertigen Urteils erlaubte.



Jörg entblöste seine Zähne: »Er benimmt sich wie...wie ein Besessener!«

Während Sibylle noch nachdenklich den Kopf hin und her wog, warf Jörg die Spülbürste ins trübe Wasser. *Platsch*. Ein Fächer aus Tropfen hob sich vor das staubbefleckte Küchenfenster und senkte sich als grauer Schleier wieder nieder. *Plitscheplitscheplitschplitschplitsch*. Jörg stemmte seine Hände in die Seiten und schlug Sibylle seinen Blick ins Gesicht. »Ich denke«, sagte er, »daß wir mal mit ihm reden sollten. Das geht doch so nicht weiter! Er müßte mal auf den Boden zurückgeholt werden. Einer von uns müßte ihm einen Fingerzeig geben...«

Sibylle kannte diesen Ton. Er aktivierte ihr gesamtes Sensorium, so wie die Chinchillas in den Orchideenbüschen beim Schrei des Alligators hellwach zu federn beginnen, bevor sie auf den morastigen Dschungelboden fallen, von Angst niedergestreckt, direkt in den Schlund und zwischen die reißenden Kiefer der Echse. Dieser Ton warf sie um Jahre, wenn nicht um Jahrzehnte zurück. Sie plumpste in einen Zeittunnel, in dessen Spiralwindungen ihr regelmäßig flau im Magen und weich in den Knochen wurde. *Sibylle, wir sind diese Woche mit der Treppe dran! Sibylle! Aus dem Keller müßten mal Briketts geholt werden!*

Sie schluckte mühsam. Ihre sonst so schmalen Augen wurden weit

und feucht.

»Früher«, sagte Jörg mit schwerem Atem, »war Herbert mal mein bester Freund. Wir haben zusammen Doppelkopf gespielt und alles. Aber dann hat er mit diesem Kram angefangen...diesem Scheiß!« Jörg blickte über den Rand seiner Brille hinweg in die unermesslichen Tiefen des Menschseins. »Du verstehst...ich kann damit nicht so gut umgehen.«

Okay! wimmerte es in Sibylles Kopf, *Ja ja ja, ich tue alles, was ihr wollt! Ich mach's ja schon! Wenn ihr mich nur wieder zu meinen Platten laßt, zu meinen Platten und meinen Postern! Und mich ungestört mit meinen Freundinnen telefonieren laßt!*

Jörg hielt Sibylle ein tropfnasses Nudelsieb hin. Seine Kiefer knirschten. Sibylle beobachtete verstört, wie ihre linke Hand das Sieb entgegennahm. Es kam ihr vor, als lägen Meter zwischen ihr und der rechten Hand, die mechanisch das steife Tuch über die Löcher in dem leichten Kunststoff rieb. Mit gesenktem Blick stellte sie das Sieb ins Regal zu den Frühstücksflocken, bevor sie Jörgs forschenden Blick erwiderte.

Transuse! Du bist gemeint, ja, du. Glaubst du, ich rufe nach dem Weihnachtsmann? Oder dem Kaiser von China?

Sibylle schüttelte kurz den Kopf, hyperventilierend. »Ich glaube, du hast recht«, sagte sie gepreßt. Dann griff sie zum Telefon.

»Hör mal«, sagte Sibylle, »Du nervst Klaudia.« Sie räusperte sich. »Sie will nicht, daß du ihr dauernd nachstellst.«

Herbert lachte am anderen Ende der Leitung: »Sie muß aber auch immer übertreiben. Du kennst sie ja. Sie wird immer so schnell emotional.«

»Nein wirklich! Sie haßt das!«

»Ah ja, bitte«, sagte Herbert vergnügt. »Du nimmst das doch wohl nicht ernst?«

»Doch, Herbert, doch. Sehr sehr bitter ernst. Laß sie in Ruhe. Wenigstens ein Weilchen.«

»Na komm«, sagte Herbert und kicherte, während er ein Stück Ohrensalmal auf seinem Fingernagel musterte. »Wir sehen uns in letzter Zeit ja kaum noch. Ich hab einfach zuviel zu tun, und sie würde es mir auch persönlich sagen, wenn sie mich nicht mehr sehen will.«

»Sie sagt es dir dauernd! Und uns auch! Sie redet von kaum etwas anderem!«

»Jetzt ist es aber gut«, sagte Herbert und drohte dem Telefonhörer schmunzelnd mit dem Zeigefinger, dem gekrönten, »Ich gehe sie gleich besuchen, wir haben um vier eine Verabredung. Dann werden wir ja sehen, was an deiner Geschichte dran ist.«

»...?«

»Tjaha«, lachte Herbert laut, »Da staunst du. Aber ich werde ja wohl besser wissen, wie es mit mir und meiner Liebsten steht.«

Dann legte er auf.

Das Fahrradschloß, warum klemmt es ausgerechnet jetzt, warum ausgerechnet jetzt, wo wir höchstens eine Viertelstunde haben, um zu Klaudias Wohnung am anderen Ende der Stadt zu kommen?! Warum nur geht sie nicht ans Telefon?! Sie hat doch gesagt, sie wäre den ganzen Tag zu Hause! Das Fahrradschloß, Herrgott hilf, dieses VERFLUCHTE FAHRRADSCHLOSS SPIELT VERRÜCKT! Schlock. Gut! Schnell auf den Sattel, der erste Schwung, nun läufst alles von selbst. Gut, gut... die Pedale verrichten ihre Arbeit und schleudern den Asphalt beiseite, weiter so, sause, kleiner Wirbelwind, sause! Linksabbiegen, ein hupender BMW, Tschuldigung... Jörg schaut die ganze Zeit über seine Schulter und macht mir Schuldgefühle, ich hab nun mal kein Rennrad, aber ich sehe ja auch nicht so puppenhaft aus wie Klaudia, der man alles nachsieht, der MANN alles verzeiht, erst recht, wenn sie sich mal wieder hilflos stellt (die Kuh) und mit ihren untertassengroßen Augen plinkert (die Schlampe) und dazu einen ihrer superkurzen Röcke trägt (das Flittchen), verdammst, ich bin ungerecht! Er meint er ja nur gut, er ist wirklich besorgt. (Quatsch: Er ist schon lange scharf auf Klaudia) Nein, er ist besorgt, er ist

besorgt, ich bin auch besorgt, ehrlich (und nicht etwa neidisch oder eifersüchtig), schneller, kleiner Wirbelwind, SCHNELLER! Aber dieser metallische Blutgeschmack in meinem Mund, ich kann nicht mehr, ich . . . meine Lunge ächzt . . . ICH KANN NICHT MEHR, soll Klaudia doch bleiben, wo der Pfeffer wächst (würde sich jemand für dich so anstrengen?), aber für sie legen sich ja alle mächtig ins Zeug, auf die fahren sie alle ab, die blöden Säcke (während unsereins die Drecksarbeit machen muß: Ratschläge erteilen, Rettungsaktionen anleiern, Feuerwehrmann in Sachen Beziehungsbränden spielen), ALL DIE BLÖDEN SÄCKE SCHWITZEN UND RENNEN UND TANZEN FÜR PÜPPCHEN WIE KLAUDIA, ALL DIE BLÖDEN BEHAARTEN SÄÄÄÄÄ-KKK-KEEEEEEE!!

Herbert zupfte seinen Hemdkragen zurecht, strahlte in den Badezimmerspiegel und flüsterte: »Ich treffe sie, ich treffe sie – das ist der Himmel im vierfachen Quadrat, das Ende der Gralssuche. Mir wachsen Schwingen, die mich zu ihr tragen, Flügel der Leidenschaft, ah, das ist die Idylle, von der Sibylle nichts ahnt, die kosmische Tollheit, ich treffe sie!«

Im Treppenhaus glitt er das Geländer hinab, feixte und boxte in die Luft. »Klaudia! Ah! Kein Name kommt dem deinen gleich, kein Name trifft dein Du so wie dieser!«

Er tanzte über die Straße wie ein goldleuchtender Staubwedel, ver-sonnen und verzückt zugleich. Unterwegs im Auftrag der Liebe, unter-wegs im Dienste der Einen! Musik füllte die Gassen, die Plätze, die Pas-sagen. Fähnchen flatterten von Friseursalons. Wie schön Passanten sein können: der alte Mann mit dem Karohütchen, bezaubernd! Die kauf-männische Angestellte mit der Parfümerie-Papiertasche, charmant! Selbst der Bettler mit dem Akkordeon und dem Beinstumpf – pittoresk!! Und da: das Haus, in dem sie wohnt! Achtziger Jahre, Postmoderne, Giebel, Winkel, Stuck an Betonplatten, geadelt durch die Bewohnerin, die einzigartige, unübertreffliche, gesamt-kunstwerkartige Klaudia! Es ist ihr Glanz, der sich auf alles Sterbliche und Vergängliche legt, um ihm die Dimension des Ewigen zu verleihen . . . sie!

Herberts Herz wurde von einer Extraportion Liebeswallung gepackt, die es fast zum Platzen brachte. Noch vier Meter, drei, zwei, eins . . .

Klingel Klingel.

(Warten. Luftballonmagen. Komprimierte Zeit vibriert.)

Mmmmmrrrrööööppppp. Mrrrröööp-röööp-röööp.

Leichtfüßig nahm er die siebenundzwanzig Treppenstufen bis zu Klaudias Wohnungstür, sein Herz in gasförmigem Zustand – und dort stand sie, stand in der halbgeöffneten Tür und hieß ihn willkommen, hinter sich die Garderobe, über der ihm zwei Puttenengel zuwinkten.

»Du?!«, Klaudias Mund verzog sich, als habe sie in eine Salzgurke beißen müssen. »Ich habe dir vorhin noch gesagt, daß du nicht mehr an-rufen sollst und daß ich dich hier nie wieder sehen will!« Ihre Stimme überschlug sich vor Hast und Ärger. »Und jetzt kommen gerade Jörg und Sibylle vorbei und erzählen mir, daß du schon wieder unterwegs zu mir bist, daß du es tatsächlich schon wieder wagst, hier aufzukreuzen! Das ist ja wohl – – – Verpiss dich!! Verpiss dich aber schnell!«

»Hallo Klaudia!«, lächelte Herbert. »Ich habe dir ein Geschenk mit-gebracht.« Er holte ein Päckchen aus seiner Tasche, ein Päckchen, das mit bunten Bändern umwickelt war, mit ausgeschnittenen Fotos beklebt und mit Metallspänen bestäubt.

»Lass dich nie wieder hier blicken, hörst du? Keine Anrufe! Und auch keine Briefe mehr! Wir sind fertig miteinander. Schluß. Aus.«

Herbert bewegte sich auf die Tür zu, strahlend, glücklich, seine Arme ausgebreitet, weit wie ein Kondor, um Klaudia zu umarmen. Sein Gang war sanft, gelassen, mild, während in seinem Inneren eine verheißungs-volle Glut wirkte. Klaudia versuchte, die Tür zuzuwerfen, aber Herberts rechter Fuß war noch im Rahmen. *Gekabbel. Gekeife. Seine Hände, zit-ternd vor überirdischer Sehnsucht, erfüllt von Verlangen, legen sich in den Türschlitz, umklammern die Zarge, krallen sich in die Fugen,*

während Klaudia keucht, »Raus, du Schwein, raus! Bleib draußen!« Eine Männerstimme stößt dazu, »Raus! Laß sie in Ruhe!«, Jörgs Stimme, sein Gewicht auf der anderen Seite der Tür, Sibylles hilfloses Schluchzen, trä-nennaß ihre Wange am matten Holz der Tür, »Raus! Bleib weg! Du Irrer, BLEIB WEG!« Die Stimmen gellen jetzt durcheinander, fast, fast, fast schließt die Tür. Etwas leistet noch Widerstand, etwas Weiches mit einem rohem Kern – –

Knacks.

RUMMS.

Herbert bückte sich, um das Päckchen aufzuheben. Es war auf die Fußmatte gefallen. »Schade, daß sie nicht da ist«, sagte er und lächelte.



Die leise Enttäuschung in seinen Zügen wurde sogleich von einem stillen Glück überflutet. »Dann besuche ich sie eben wann anders, obwohl...«, er hob mahnend seinen Zeigefinger, der seltsam schräg zu Seite baumelte, »...sie ja eigentlich da sein wollte, wenn ich komme. Na ja, es wird wohl etwas wichtiges dazwischengekommen sein.«

Er verließ den Neubau, schwebend, heiter, leicht.

»Ich liebe Klaudia, ich liebe Klaudia«, sang Herbert draußen in einem fort, »Ich liebe Klaudia, ja, die lieb' ich oh so sehr«. Der Heimweg kam ihm vor wie ein langgestreckter Landeflug bei bestem Wetter. Zu Hause setzte er sich sofort an seinen Schreibtisch, streichelte dessen Maserung und schrieb ihr einen weiteren Liebesbrief. Es war etwas schwierig und er mußte sich umgewöhnen, denn so hatte er noch nie geschrieben. Mit links, weil der rechte Zeigefinger so komisch herabhing. Aber darum konnte er sich später kümmern, morgen, das hatte Zeit. Jetzt zählte nur Klaudia und das Gefühl für sie. Golden sah er sein Antlitz im Spiegel der Feder aufschimmern, sein Antlitz, wie es ihm zuwinkerte:

»Oh, die lieb' ich oh so sehr, OH – SO – SEHR!«

Mark-Stefan Tietze
mit Illustrationen von Jochen Schievink

WAFFENGESCHÄFTE

von Stephan Rürup





kleiner Psychotest

Deutschland im Wahljahr 1998! Mit Riesenschritten schickt sich die SPD an, unter Gerhard Schröder (meist auch SPD) den politischen Machtwechsel wahr werden zu lassen. Es weht ein frischer Wind, der aber greift leider auch so manchem

Normalbürger völlig unerwartet unter den Gehrock. Testen Sie hier und jetzt, ob Sie nach dem heißen Herbst noch in Deutschland „mitmachen“ können. Antworten Sie gewissenhaft und überprüfen Sie Ihre Zukunftschancen in der Auswertung.

Sie gehen durch die Stadt. Plötzlich: eine Straßenecke! Gehen Sie weiter? Sind Sie schon bereit für die Zukunft?

- a. Wir gehen weiter, wir sind bereit!
- b. Aber es sind doch noch ein paar Schritte.
- c. Sie können mich ruhig dutzen.



Es mußte ja so kommen, Sie begegnen sozialem Elend. Sie müssen irgendwie reagieren, nur wie?

- a. Entscheidungen auf der Ebene einer klaren ökonomischen Programatik fordern nun mal Opfer wie Sie.
- b. Ich würde ja, aber leider gebe ich nie.
- c. Heinz, bist Du das?



Sie empfinden soziale Verantwortung. Auf welche Weise stellen Sie sich ihr, wie machen Sie solchen Mitmenschen z.B. Mut?

- a. Seien Sie bloß froh, daß es heute nicht regnet.
- b. Ein schöner Hut.
- c. Darf ich mich zu Dir setzen?



Sie kommen nach Hause. Dort überprüfen Sie Ihr unmittelbares Umfeld: Was denken Sie, wo genau vermissen Sie die Innovation?

- a. Schon wieder dieses Weibsbild!
- b. Schon wieder Kartoffeln.
- c. Nanu, schon wieder Essen?



Das Leben stürzt Sie in einen schlimmen Engpaß!! Nun geht es um's Ganze! Aber besitzen Sie ein ausreichendes Maß an Flexibilität? Wie verhalten Sie sich?

- Kein Bier mehr im Haus?
- a. Dann such ich mir eben ein anderes!
 - b. Ich geh nur schnell zur Tanke oder so.
 - c. Sowas hätte es früher nicht gegeben. Beim Bierholen kann mir sonst was passieren. Es ist alles deine Schuld.



Auswertung:

Der A-TYP:

Hut ab, Sie sind ja ein Siegertyp! Die Zukunft gehört Strategen wie Ihnen. Falls Sie gerade nichts Besseres zu tun haben, mischen Sie doch ein bißchen mit beim Wahlkampf. Schröder und Konsorten brauchen Männer wie Sie, die vor keiner Parole zurückschrecken.

Der B-TYP:

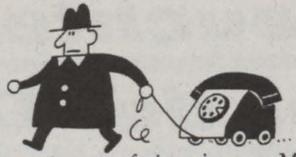
Politik ist nicht gerade das Steckenpferd, auf dem Sie lässig herumgallopierten. Dennoch hält Sie Ihr gesunder Menschenverstand im Sattel und es besteht kaum Gefahr, daß Sie in Zukunft vom Leben etwas anderes zu erwarten haben als das, was es ohnehin für Sie bereithält: Einen mittelmäßigen Kleingeist, den allein der Gedanke an das eigene Tellerrändchen ein klein bißchen schwindelig werden lässt.

Die C-TYPE:

Au Weia, für Ihre Zukunft kann man nur schwarz sehen. Besser, Sie entscheiden sich doch für ein Paar Antworten aus den Bereichen A und B, aber das ist für Sie nichts Neues, das kennen Sie ja schon: Sie drehen ja auch sonst Ihr kleines, mickriges Fähnlein nach dem Wind.

RURUP

Mondän



Man liest ja so allerhand weg. Kleine Literaturzeitschriften beispielsweise. Der Untergrund will beachtet werden: kurze Prosa und Lyrik in Klammerheftung für die Zigarette zwischendurch und auch für mehr. Geschichten und Gedichte – manche sind gut, und man will wissen, wer hat die geschrieben? Chris Schneider? Claudia Gerstner? Nie von gehört. Also nachschlagen, vorletzte Seite, AutorInnenverzeichnis: Chris (Christoph) Schneider, 1969, lebt und schreibt in Berlin und Barcelona. Claudia Gerstner, 1967, wohnt und arbeitet in Hamburg, Florenz und im Badischen.

Ich bin beeindruckt. Sollte ich mich getäuscht haben? Von wegen Poetry-Slam und Freizeitstories, keine Spur von Arbeit, Ambitionen und Kleinstverlagen. Chris und Claudia müssen es geschafft haben. Ihre Vitae sprechen nur noch in wohlfeilen Orten. Der Firnis des Gewöhnlichen ist abgelöst, hinfort der beengte Alltag lokaler Singularität.

Ich stelle mir Chris Schneider vor: Die letzten Zeilen des neuen Kurzgeschichtenbandes auf dem Prenzlberger Balkon geschrieben, Dankesbriefe begeisterter Verehrerinnen und der üppige Scheck seines Verlegers in der Tasche, steigt er in die Elfuhrmaschine nach Barca, um mal wieder ein Wochenende mit Juan, Enrico und der Vollendung seines Romans zu verbringen. »Zwischen Tekkno und Tarragona« soll er heißen. Später, auf deutsch. Wenn Chris in Spanien lebt, schreibt er natürlich spanisch, kastilisch. Chris zöge ja Katalän vor, aber der Verlag in Madrid will das nicht. Chris fügt sich ungerne. »Diese Falangisten werden mich noch kennenlernen«, wird er am Abend Isabelle, Kritikerin bei El Pais, anvertrauen, bevor sie zu einem Spaziergang durchs gotische Viertel aufbrechen.

Ich stelle mir Claudia Gerstner vor: Ihr Loft in Hamburg ist ein wenig zu präntiös. Sie will zum Prenzlauer Berg, vielleicht. Aber im florentiner Frühling ist das Schnee von Übermorgen. In ihrer Kladde fängt sie die Stimmung der sonnendurchfluteten Piazza ein. Ein warmer Wind verwirbelt ihre braunen Locken. Ein Schmetterling setzt sich auf den Rand ihrer Espressotasse. Sie denkt zurück an den Besuch von Franca Magnani. Schön war's, aber auch anstrengend. Denn Franca wußte nicht Bescheid in Florenz, und sie mußte ihr alles zeigen. Außerdem wollte Franca alles wissen über ihre neuen Gedichte. Fragen, Fragen, Fragen – manchmal hätte sie die Magnani verwünschen können. Wäre sie doch in ihrem dämlichen Rom geblieben und von Motorrollern überfahren worden. Die Kladde ist voll. Zeit, die Toskana zu verlassen. Der Textcomputer wartet und das kleine Weingut in Baden. Dort wird sie die Gedichte übertragen. Der Verlag in München wartet schon sehnsüchtig auf die Reinschrift, schickt Telegramme. Und ruft ständig an. Sogar die Geheimnummer hat er rausgekriegt. Zum Glück nur die von ihrem Apparat in Hamburg.

Ja, das ist das Leben von Chris und Claudia, unstete Seelen. Künstler, »Pendler zwischen den Welten«, so sagt man, strenger Norden – lichter Süden, lärmende Metropole – stille Provinz. Dazwischen die Reisen, angenehmer Zwang, Quell der Inspiration: Tee im gefältnen Speisewagen, Korrespondenz mit dem Entrepreneur für die nächste Lesung, der geheimnisvolle Fremde im Abeil vis-à-vis, Augenaufschlag im Takt der Schwellen, vorüberziehende Landschaften im Singen der Geleise. Ein Leben mit Geist und Geld, in »Glück, Glanz, Ruhm«.

Ich studiere weiter das AutorInnenverzeichnis. Das Magazin ist schlecht geheftet, die Klammer pikt mich in den Finger: Benjamin Klose, 1972, schreibt und spielt Theater in Salzburg und Frankfurt. Sabine Otto, 1960, lebt in München, Zürich und Lissabon. Manfred Sobotzki, 1957, wohnt in München und in der Provence. Martin Wolff, 1969, lebt und schreibt in Köln, Kopenhagen und im Schwäbischen...

Martin Wolff, Martin Wolff... Ist es der Martin Wolff, den ich kenne? Martin Wolff, der in Köln Journalistik und Sportwissenschaften studiert und im »runners point« jobbt? Martin Wolff, der seine Eltern in ihrem Böblinger Reihenhaushaus selten und nur zu Festtagen besucht und auch nur dann, »wenn's sich wirklich nicht vermeiden läßt«? Martin Wolff, der nachher immer über die »scheißeure Bahntickets« und die Enge in den pastellfarbenen InterRegio-Sitzreihen mault? Martin Wolff, der in den

Semesterferien ein paar Mal zu seinem Bruder André (Maschinenbau-Praktikant) nach Dänemark gefahren ist? Ja, er ist es. Es ist dieser Martin Wolff. Und mir wird alles, alles klar.

Martin Wolff, der Verfasser kleiner Geschichten (»manchmal, nur so zum Spaß«) ist Drum-Raucher. Vielleicht schreibe ich ihm einen Brief. Und empfehle ihm, von Drehtabak Abstand zu nehmen und auf Zigaretten umzusteigen. Auf Rothmans, Cartier oder Dunhill: London – Paris – New York.

Michael G.L. Koch, 1966, lebt in Berlin, Rom und im Westfälischen

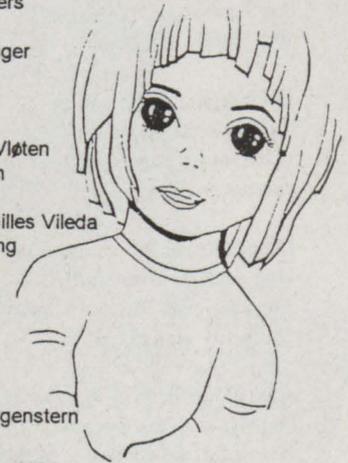
Petze Records

präsentiert:

Stolz und Vorurteil

ein Sampler mit Musik von Frauenbands und von Bands von Frauen, in denen auch Männer mitspielen dürfen.

Lassie Singers
Parole Trixi
Katrín Achinger
TGV
Britta
Club Venus
Vermoooste Vlopten
Die Patinnen
Miyax
Alexandra Gilles Vileda
Art Of Kissing
Lali Puna
Stereo Total
Pop Tarts
Quarks
Miasma
Planetpile
Barbara Morgenstern



VÖ: Oktober 1998

Lassie Singers

Best Of und neues Material

Von Legenden will man nichts Neues mehr. Also, den Fluch abgestreift und ab in die Katharsis!

VÖ: Oktober 1998

Tourdaten: 4.11. Offenbach
5.11. Bielefeld
6.11. Berlin
7.11. Hamburg
10.11. Köln
11.11. München
12.11. Karlsruhe
13.11. Basel
14.11. Wien

Petze Records
D. Bonhoeffer-Str. 15
10407 Berlin
030 - 611 57 76
030- 42 85 23 61

Weithin leuchtendes Stift Melk, hoch über der Donau,

Du brütest Dich laut BILD- Zeitung damit, einen sensationellen Fund gemacht zu haben:

»In der Bibliothek der Benediktinermönche wurde ein sensationeller Fund gemacht: 15 Strophen des Nibelungenliedes, geschrieben um 1200.«

Der gefundene Text behandelt das Werben Etzels um Krimhild im 20. Abenteuer (»Aventiure«). Er steckte in der Falz einer alten Handschrift.

Gestern ist ein weiterer sensationeller Fund gemacht worden!

Er steckte in der Schublade von Corinna Stegemann, wurde ca. zwischen 1175 und 1998 geschrieben und behandelt das Werben Hagen von Tronjes um Siegfried im 19. Abenteuer (»Aventiure«) des Hagen von Tronje, das in mittelhochdeutscher Sprache abgefaßt ist und mehrere Strophen umfaßt



Da ging ick einmal mehre
und traurik wundersam,
ob denn des mensken Leere.
mit Fried wohl ging zusam?

Do kam ein klin Vogelin
und flüßterte bei mi:
»wat macht denn deene Schweere?
Wat is dat denn mit di?«

Do könnt ick als nur sagen:

»Dat wis ick nicht genau,
dat Sichfrid tut mir plagen,
Dat blonde, alte Sau!«

Do wisperte dat Vogelin
unt plinkerte verzwören:
»Den nutzt du einfach tothaun tun
dan hat er als verlören.«

Do packte ick mir menen Speer
Und auch men stolzes Roß.
Sazt auch men Mutzen uf men Kopf
Un fürder ging es loß!

»Dat plöde Sichfrid tothaun thun!«
Dat war men urs Gedanke.
Dat Roß trapt durch den Wald alsnun.
Und do wos eien Schrancken.

Un uf do Schrancken saß ein Mann
gar alt und wundersam.
»Ick bin der Hagen!« schrie ick laut,
»Mack uf! Sonst bist du Dran!«

Dat Roß, dat scharfte wie versehrt
mit seinen Eisenhufen.
»Oh Roß!«, so schalt ick es erböst,
»Kannst nicht darüber hupfen?«

Do schrie der Griß ganz furchterlick
von todt vnd pest durchfehret:
»Nix wird uber mein Schrancken hupft,
solang ick es verwehret!

Nüm dein Verhangnüs an,
laß alles unbereut.
Thue was gethan muß seyn
vnd eh man dirs gebeut!«

Do rief ick grim vnd voler Wut:
»Du willst mir wat gebeuen?«
Und schluck min Speer uf sinen Hut.
Min Roß, dat tat wild scheuen.

Der Gris brach in heiß thränen us,
hub an mit jammervollen klagen.
Ick rief: »Wo dat Jungsichfrid is
solst du mir nunmehr sagen!«

Vnt er gab antwort, mild und from:
»Der streift hier durch den wald.«
Ick haut ihm noch ein uf den Kopf,
Wie ein Naturgewalt.



Do macht der Gris die schrancken uf,
Ick trapte stolz vorbei,
haute ihm nochmal inen druf,
dos war mi einerlei.

Der Waldt was tif und elend grün,
Von Sichfrid nichts zu sehen.
Es zwitscherten di Vogelin.
Do sah ick Sichfrid stehen.

Do stund die blonde Sau am Bach
vnt wusch sich händ und füße.
Ick wußt: »Gleich ist er todt und schwach,
Krimhildens toller Süsse.«

Do zog die Sau den Harnisch aus,
und schamt sich nicht vor Christ!
Ick dachte mi nur: »Ei der Daus,
ein Exhibitionist!«

Do schamt dat Sau sich nichteinmal,
sich an der Lend zu waschen!
Ick dachte nur, allein bei mi:
»Dich werd ick schon erhaschen!«

Ick zoch min langen Speer herus,
vnt zielte furchtbar gut
uf sine Stell', die nicht geschützt,
vom Bad im Drachenblut.

Jungsichfrid stönte laut vnd lang,
vnt dann ließ ick ihn zin.
Was noch so durch die Wälder drang?
Es zwitscherten die Vogelin!

Corinna Stegemann

Solo für Hitler-Katze

vorläufiges Requiem für das Nikotinische Trio

Wir erinnern uns: Die Herren Schimmanek, Gerkoeter und Annamé, die in *Luke & Trooke Nr. 1* noch frisch und form-schön antraten, um als Nikotinisches Trio dem rauchenden Deutschland Service und leidlich Leitlicht (»Lights nicht!«) zu sein – verkackt! Alles den Bach Lethe runter. Annamé schrieb es hinaus in die weite Unterwelt. Die beiden Hinterbliebenen versuchten ein Comeback als »Davos Duo«.

Bloß: »Wer nicht weggeht, kommt nicht wieder.« (Weisheit aus einem Chinesischen Glückskeks)

Und tatsächlich deutet alles auf eine überhastete Abreise hin. Die Häuser der Herren: Leer und verwaist, wie der

Enddarm des Riesen. Nur Schmutzränder in der Badewanne künden noch von den vormaligen Bewohnern. Die Redaktion fühlt sich verhollywoodschaukelt, und bei Kreuzenreuther, wo für den Herbst der Prachtbildband »Rauchende Republik« geplant ist, geht der Arsch auf Packeis. Fast wäre die Seite leergeblieben, da erreicht uns via Luftpost aus Thailand ein Foto, nebst ein paar hastig auf die Rückseite einer Rechnung der Schnellreinigung »Wu« geworfener Zeilen, die dennoch eindeutig Schimmaneks Handschrift tragen ...



liebe Mannschaft!
Habe Gerkoeter in Na-
sraybar verloren.
Liege selbst mit
örtlicher Abart der
Jasenkrautheit dar-
nieder. Portier des
Stundenhotels mir
nicht wohlgesonnen,
Licht abgedreht!
(Geld schicken!)
Anbei Foto von lustiger
Straßenkatze, leider
entwischt, deshalb
kein Interview
Gruß
Schimmanek

SCHNUPPER MAL REIN

Mark-Stefan Tietze/Illus von Markus Spang

Der große L&T-Parfüm-Test

Das Riechen wird immer populärer. Es ist jetzt schon populärer als je zuvor. Was unseren Vorvätern noch als undenkbar galt, muß heute als total denkbar gedacht werden: Menschen klassifizieren einander anhand eines ausgetüftelten Systems von Gerüchen, Massageöl- und Aromatherapie sind bereits gefragter als die klassische Psychotherapie. Unter der Hand kursieren Hitlisten der meistverkauften Parfüms. Sogar populärwissenschaftliche Bücher über die »Psychologie der Düfte« erscheinen. Das Schnupperfieber grasiert!

Seit der wissenschaftlichen Entdeckung der Pheromone, winzigen Dufthormone, die über Sympathie und Antipathie im zwischenmenschlichen Verkehr entscheiden, »boomt« der Parfümmarkt wie nie zuvor. Die »Duftwässer«, wie sie sich selber nennen, sind übrigens auch gern gesehene Mitbringsel. Und auf den Schulhöfen kann man sich ohne das momentan »angesagte« Fläschchen (es muß natürlich eine Marke sein; billige Kopien werden nicht akzeptiert) in bestimmten Cliques (vor allem in der Nähe der Rauchercke) gar nicht mehr sehen bzw. »riechen« lassen. Es rührt all das Erstaunliche tatsächlich von der verstärkten Popularität des Riechens her.

In einer solchen historischen Schräglage ist es auch kein Wunder, daß immer mehr Prominente ihren guten Namen für einen schönen Duft hergeben. Was Gabriela Sabatini, Priscilla Presley und zuletzt die Spice Girls (*Impulse*) vorgemacht haben, findet zunehmend Nachahmer. Allerdings muß dieses Phänomen auch mal kritisch beleuchtet werden. Oft sind die Parfüms nämlich gar nicht so doll. Oft auch richtig Mist, ja, ihr Geld nicht wert! Man bezahlt nur für den Namen! Der Angeschmierte ist dann wieder mal der Kunde, der kleine Mann, und der lachende Dritte sind die Parfümhersteller, die ihre gammeligsten alten Marken zeitgemäß restaurieren bzw. relaunchen konnten. So geht das nicht, meine Herren! Luke & Trooke, Verbrauchers Liebling, schlägt daher eine Schneise durch das Dickicht der Neuerscheinungen dieses Sommers.

► Bac »Prinzessin Viktoria von Schweden«

Nicht alle Mädchen sind »Girlies«, nicht alle möchten so »ausgeflippt« sein. Nicht alle Backfische tragen ihre ungezügeltere Weiblichkeit so offen zur Schau, nicht alle sind so frech und, man muß es leider manchmal sagen: so ungezogen bzw. ungehörig wie die englischen Gören aus der Gosse, die »Spice Girls«, die unseres Erachtens kein gutes Vorbild für die Jugend abgeben. Das Mädchen, das sich auf eine große Aufgabe vorzubereiten hat, das Mädchen, das auf seine Figur zu achten hat, die junge Frau, die ihren Platz in der guten Gesellschaft erst noch finden muß – auch sie braucht einen Duft, will mal träumen...

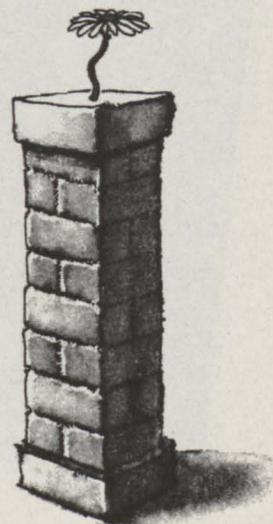


► Axe »Joschka F.«

Das maskuline Pendant zu »Prinzessin Viktoria«. Für magersüchtige Marathonläufer, die im Einklang mit der rauen Natur leben. Für große Jungens, denen Selbstdisziplin noch etwas bedeutet; für junggebliebene Männer, die nicht aufgeben und ihren Traum wahr machen wollen. Ein Deo für alle, die immer nach der Goldmedaille greifen, die bereit sind zu schwitzen, um die Nummer 1 zu werden. Vom Turnschuh zum Lackschuh ist es eine lange Strecke, genau 42,195 km. Diese Chance gibt es nur einmal – greif zu! Greif zu: Axe »Joschka«.

► Tabac Original »Hans-Olaf Henkel«

Ausdrucksstarker neoliberaler Ton, durchdringend, fast ein bißchen streng, hardcore, bizarr dominant. Diesem Duft gehört die Zukunft, auch wenn der Markt sich noch ein wenig ziert. Provoziert bewußt, will anecken, für erste Dates daher nicht zu empfehlen. Doch die Avantgarde in Wirtschaft, Werbung, Schauspielkunst, Sport und Politik trägt diese Note stolz spazieren. Und sie wirkt: Einer Umfrage zufolge wollen 52 % aller Deutschen, daß die deutschen Interessen in der Europäischen Union »härter durchgesetzt« werden.





‣ Willy Millowitschs »Kölnisch Kappes«
Glockengasse 4711

Riech die große Gemütlichkeit! Lach dir einen Ast! Zieh das große Los der niemals vergehenden Jugend bzw. immerwährenden Infantilität! »Kölnisch Kappes« riecht nach Geborgenheit, nach heilem Familienclan, nach dem lieben Gott, wie er ein Händchen über allen dubiosen Geschäften hält. Mit hundert Jahren immer noch täglich besoffen, immer gut drauf, geliebt, verehrt, gefeiert – so läßt es sich leben, ewig leben, in Köln am Rhein und überall, wo man »Kappes« aufträgt.

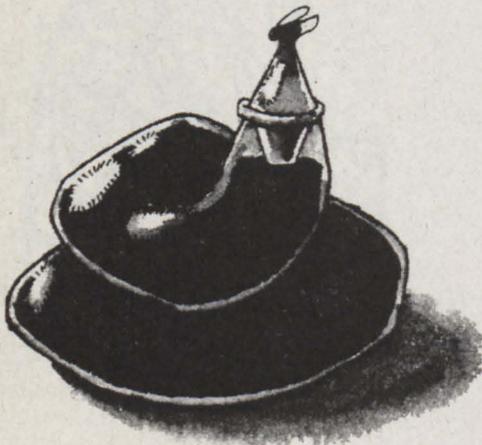
‣ ck leo (Calvin Klein)

Und weiter geht's im aktuellen Unisex-Trend: »ck leo« ist der Duft für Männlein, Weiblein und die ganz großen Gefühle! Äußerst romantisch! Aber auch sinnlich! Gar nicht schwul! Und hat eine Oma in Oer-Erkenschwick. Tauch auch du ein – in ein Meer von vollgeheilten Taschentüchern, melodramatischen Abschiedsbriefen, Mädchenpipi und rotzverklebten Teddybären! Calvin Klein hat daraus das Toilettenwasser der Saison destilliert: »ck leo«!

‣ Tosca, Edition »Hera Lind«

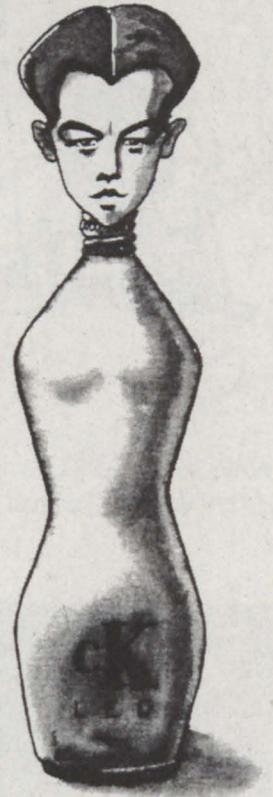
Hey, Leben heißt unterwegs sein: Fernsehen, Romane, Familie, Kolumnen. Alles unter einem großen blumengeschmückten Hut, wie bei Königin Beatrix in etwa. Und die feine Flasche von Tosca ist bei allen Unternehmungen dabei...

Diese neue Note ist der Große, Glamouröse unter den Tanztigen. Wie wir Jugendlichen immer sagen: Schecken Sie's aus, Gnädigste, schnuppern Sie mal rein! Den Humor kann sich heute schließlich jede Frau leisten.



‣ Old Spice »Schlafes Oheim« und »Schlafes Schwippschager«
(by Robert Schneider)

Altertümlicher Scent in zwei Noten, der eine eher süßlich (»Schwippschager«), der andere eher bitter (»Oheim«). Beide winden sich durchs Bewußtsein wie Würmer durch Omas Keksdose. Staubtrocken und ohne jeden »Pfiff«, dabei gleichzeitig geheimnisvoll schwülstig. Dieses Doppelpack läßt die Nasenschleimhäute veröden. Wie: Phantasie gewollt, aber nicht gekonnt. Für Loser, Winner und Luftgängerinnen in »Airwalk«-Turnschuhen. Für alle eigentlich. Sie dürfen eben nur keine Literatur mögen.



‣ Gerhard Freys »Braune Kacke« (DVU, München)

Odins Baseballschläger unter den Toilettenwässern schlichterer Bauart. Riecht nach Erfolg, schmeckt nach Millionär. Tut dem Gesichtserker des deutschen Mannes wohl, dem des kriminellen Asylanten eher weh. Kann man nicht beim Juden kaufen.

PFERD, prachtvolles TIER



MANCHE mädchen mögen PFERDE gern.



DIE besondere liebe zum PFERD ENTWICKELT SICH in der präpubertären phase,



bevor DAS JUNGE DING an knaben GEFALLEN findet.



WAS DAS pferd gegenüber dem KNABEN auszeichnet,



ist das SEIDIGE fell oder AUFGABEN wie stallungen ausmisten oder BEHUFEN.



MIT DEM PFERD ist frau in der gesunden NATUR,



mit dem KNABEN verbringt MAN seine Zeit in dunklen muffigen kinos UND DEM VERZehr von aufgeblasenem MAISKÖRNERN.



MIT pferden kann man ABENTEUER erleben



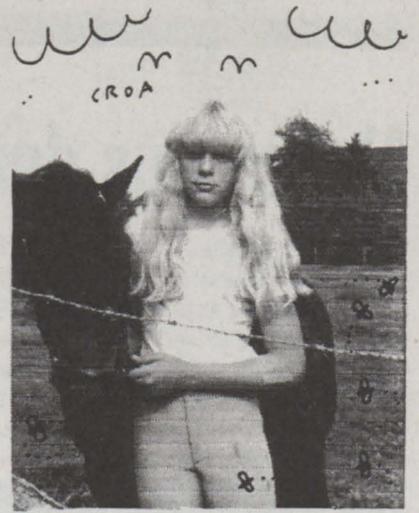
(HANNI und NANNI gegen den MEUCHELNDEN CYBORG o.ä.),



der knabe will LETZTENDLICH doch nur SEX.



SO IST ES nicht verwunderlich,



daß einige MÄDCHEN in späteren JAHREN IMMER NOCH PFERDE den KNABEN vorziehen ;



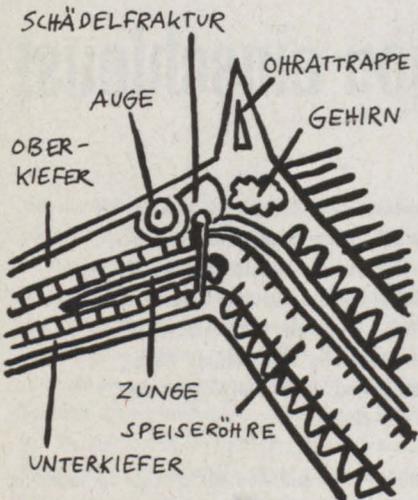
DENN MAN kann ein PFERD tagelang ZUSCHWÄTZEN,



ES hört SOWIESO nicht zu.



IN WIRKLICHKEIT (brehms tierleben) hat DAS PFERD ZWAR AUßEN ANGEBRACHTE Ohren,



die sind JEDOCH NUR attrappen.



SO 'N gaul ist STOCK-TAUB.



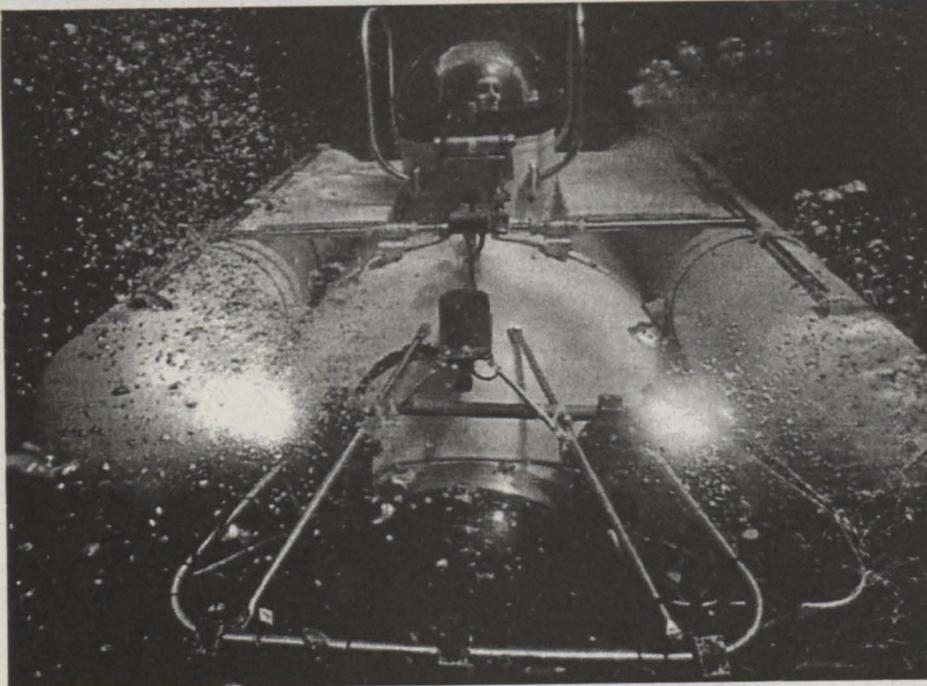
Jochen Schiempke 96
DIESER alte gauner!

Neues aus der Tiefsee

Zu den letzten Geheimnissen unseres bis in die hintersten Winkel erforschten Planeten gehören die Schluchten und Abgründe der Ozeane. Dort in mehreren tausend Metern Tiefe herrschen so unvorstellbare Drucke, daß bis vor kurzem selbst ferngesteuertes technisches Spezialgerät den Dienst versagte nur die wundersam stillen und lichtscheuen Bewohner dieser Tiefenregionen haben sich im

Laufe der Jahrmillionen den besonders widrigen Bedingungen dort unten angepaßt. Ihr Körperinnendruck hält sich mit dem Außendruck gerade die Waage, was auch erklärt, warum noch kein Mensch diese Tiere je zu Gesicht bekommen hat: Brächte man sie an die Oberfläche, würden sie platzen wie eine Eierhandgranate. In jüngster Zeit erreichen uns jedoch vermehrt Botschaften aus jenen

uneinladenden Gefilden. Dank einiger bahnbrechender Neuerungen im Umgang mit Spezialkeramiken konnte ein U-Boot gebaut werden, das selbst einem Druck standhält, wie er in achttausend Meter Tiefe herrscht. Die Bilder, die das nur mit der Schäferhündin »Leica« bemannte Spezialgefährt von dort hochfaxte, vermögen selbst eingefleischte Zoologen zu erstaunen. Neben allerlei anderem Geziefer (vom submikroskopischen Einzeller bis zum wohnblockartigen Riesen-Katzenwels) gibt es dort eine skurrile Abart der auch in seichteren Gewässern anzutreffenden Anglerfische. Dort wo alle anderen Fische eine Nase haben, verfügen diese eigenartigen Urzeitgenossen (ihr geschätztes Alter liegt bei 12,5 Mio. Jahre!) über einen bis zu zwei Kilometer langen Faden, der sich wie von einer Rolle abspulen und einziehen läßt. Am unteren Ende sitzt ein mit Köder versehener Widerhaken. Mit Hilfe dieses Werkzeuges, so folgerten die Wissenschaftler, gelingt es den Tieren, andere Fische aus bis zu elftausend Metern Tiefe heraufzuholen. Damit ist die Wissenschaft nicht nur um eine atemberaubende Gattung reicher, die sich ausgestopft oder zwischen zwei Buchseiten gepreßt im Naturkundemuseum ausstellen läßt. Gleichzeitig hat dieser Fund die vage Hoffnung in Zuversicht gewandelt, auch noch in den tiefsten Tiefenregionen der Tiefsee, dem Mariannengraben etwa organisches Leben zu finden. Vielleicht sogar in Form der uns ja bereits vertrauten Makrele. Der Mageninhalt des kurzerhand auf den Namen »Tiefsee-Anglerfisch« getauften Subraum-Ungetüms deutete jedenfalls auf so etwas ähnliches hin.



Tauchboote wie dieses tragen normalerweise Namen, wie: »Deep-Sea-Diver«, »Big Plunge«, »Kpt. Knork«, »Explorer« oder »Leviathan« und nicht einfach nur »Auto«...

Holm Friebe

Wie man einen Maulwurf ins Pentagon einschleust



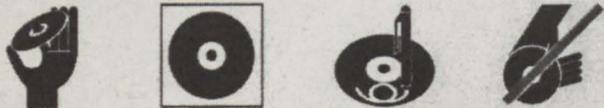
Riesenmaschine-Infografik

Der kalte Krieg scheint lange vorbei, aber wir machen weiter! Riesenmaschine wurden Geheimdossiers der großen Nachrichtendienste zugespield, die Informationen über damals geplante Kommandoaktionen enthalten – einerseits schockierendes Beweismaterial, andererseits interessante Anregung für die eigene Clique, wenn mal wieder die große Langeweile ausbricht...

Conditio sine qua non für dieses Vorhaben ist natürlich das Vorhandensein eines Maulwurfs, der nach Möglichkeit ausgewachsen, weiblichen Geschlechts (wg. der Belastbarkeit) und noch am Leben sein sollte. Ein toter Maulwurf geht zur Not auch, bringt aber insgesamt nicht so viele »credits«

Der große CD-Player-Crash von '98

Nachdem 1996 das Jahr war, in dem es wie auf eine geheime Absprache hin weltweit den Bambus spektakulär geschrägt und hinweggerafft hat, was, wie zu hören war, alle siebzig Jahre vorkommen soll; nachdem bekannt wurde, daß im Jahr 2000 vermutlich die Computer dran sein werden, die unter der binären Last des Milleniumwechsels konzertiert kollabieren werden – wird 1998, gewissermaßen als Interimslösung und damit die Zeit bis dahin nicht lang wird, als Jahr in die Geschichte eingehen, das das elendigliche Dahinsiechen und auch -scheiden aller in Privathaushalten befindlicher CD-Abspielgeräte



herbeigeführt hat. Dabei kündigte sich das beinahe massensuizidal anmutende Breitenphänomen spätestens seit zweite Hälfte 1997 mit Nachdruck und erheblicher statistischer Signifikanz an. Seither häuften sich aus allen Ecken die Klagen, der CD-Player wolle in jüngster Zeit irgendwie nicht mehr so, wie man selber wolle. Immer wieder hake und holpere er an bestimmten Stellen bestimmter CDs, andere »finde« er gleich gar nicht, obwohl einwandfrei im dafür vorgesehenen Schacht verstaut. Bei wieder anderen seien bestimmte Stücke, die noch auf den Booklets aufgeführt seien, von der Disk spurlos und unauffindbar verschwunden...

Eine Zeit lang sieht dann alles so aus, als würde sich das Gerät auf diesem zwar unbefriedigenden, aber gerade noch tolerablen Funktionstüchtigkeitsniveau stabilisieren; die Degeneration verläuft nämlich in Schüben. Wenn man sich gerade an die neusten Macken und Schrullen gewöhnt hat, lauert die nächste Überraschung bereits hinter dem Flüssigkristalldisplay. Der »Shuffle«-Modus setzt vollständig aus, die »Skip«-Taste funktioniert nur noch in der falschen Richtung, das Gerät springt überhaupt nur noch an, wenn man ihm einen kräftigen Handkantenschlag versetzt. Das finale Stadium ist erreicht, wenn bei Inbetriebnahme ein unirdischer digitaler Hechselbrei ertönt, der nur entfernt noch an die zugrundeliegenden Musikstücke erinnert. Der vollständige Exitus – am Ausbleiben jeglicher Reaktionen zweifelsfrei zu konstatieren – ist dann lediglich eine Frage der Zeit und wird von den Besitzern nicht selten als

heilsame Erlösung empfunden. Ein spätestens jetzt hinzugezogener HiFi-Experte kann nur noch die Todesursachen feststellen: irreparable Defekte elementarerer Bauteile, meistens der Laser- und Steuerungseinheit. Als einzigen Trost bietet er die kostenlose Entsorgung des leblosen Kadavers bei Kauf eines Neugerätes an.

Über die tiefer liegenden Ursachen des weltweiten Player-Crashes weiß man hingegen noch so gut wie nichts. Experten in USA suchen bisher vergeblich nach einem insgeheim in alle Neugeräte eingebauten Datums-Chip, der an einem Stichtag die Selbsterstörung in Gang setzt. Theorien im Internet gehen davon aus, daß die Geräte sich via Netzkabel über die ganz normalen Stromnetze kurzschließen und gleichschalten – ein geheimes Kommunikationssystem, gewissermaßen. Was da indes für Signale oder Codes übertragen und ausgetauscht werden könnten, ist bislang noch völlig unklar. Fest steht nur – und das ist gleichzeitig das einzig Positive an der ganzen Misere –, daß das



massenhafte CD-Player-Sterben dazu angetan ist, das schon mit Wucht und gehörigem Impetus heranrollenden Jennifer Rush-Revival noch ein wenig hinzuhalten, wenn es es nicht gleich ganz verhindern hilft. Das wäre dann allerdings in hohem Maße versöhnlich, wenn nicht gar überhaupt vielleicht das geringere Übel. Man wird sehen müssen.

Holm Friebe

Eine Frage der Definition

Kraftsport macht Spaß, doch haben manche Übungen ihre Tücken. Da ist Rat vom Fachmann gefragt. **Reinhard Smolana**, mehrfacher Mr. Germany, gibt an dieser Stelle exklusiv für Riesenmaschineseher Tips zum Training und zeigt, wie man's macht.



1

2

Nr. 1: Konzentrationscurl mit der Langhantel

Für diese Übung, die zur Ausbildung eines hohen Bizepskopfes führt, faßt Ihr eine Langhantel ziemlich eng; Eure Handinnenflächen zeigen nach vorne. Beugt Euren Oberkörper nach vorn, geht leicht in die Hocke, stützt Eure Ellenbogen zwischen die Knie und hebt nun bei ausgestreckten Armen die Unterarme nach oben. Die Unterarme müssen dabei leicht nach oben angewinkelt sein. Beim Ausatmen hebt Ihr die Hantel wieder hoch.

! Achtet darauf, daß Euer Körper ruhig bleibt und keine Pendelbewegung macht. Davon 5 Sätze à 10 Wiederholungen.

ein. Zuvor hat man einen handelsüblichen Schuhkarton (Luftloch-perforation!) ① mit Watte ausgelegt und einen Besuchertermin im Pentagon angemeldet. Der Besucherausweis ② ist übrigens nur an dem eingetragenen Termin zur angegebenen Urzeit gültig! Dem Maulwurf legt man nun in die Schachtel und signalisiert ihm, sich möglichst ruhig zu verhalten, bis der Pfortner oder die Herren vom Security-Check ③ passiert sind. Sollte eine der beiden Parteien Stress machen, befördert man den Maulwurf beim zweiten Anlauf in der Unterhose. Einmal hinter die Absperrung gelangt, wird sich eine Gelegenheit bieten, den Maulwurf im Gebäude oder besser noch: in den vorgelagerten Rabatten aussetzen.

And that's it!

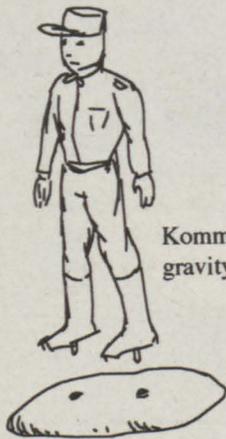
Martin Baaske / Holm Friebe

WEIRD FICTION™

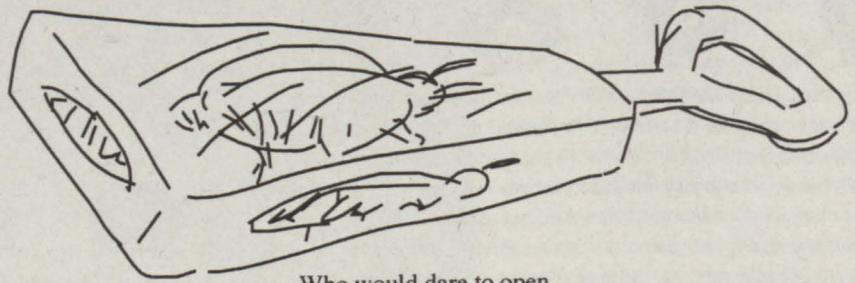
THE WORLD OF ROGER RIGEAUD

BY LEOWALD

In the 1970's Roger Rigeaud created an astounding series of offensichtlich drug-influenced adult fantasy comics. Many of them veröffentlicht in a hand full of niedrigauflagigen underground comix seemed to be lost and forgotten for over one decade after his early death in 1982. The prouder we are to have found some of his early works in the besitz of a forty-six year old comic-maniac from brazil. As a kostprobe here are a few examples of his ingenious and almost visionary talent, and be sure not to miss our next issue presenting you extraterrestrial demons an women as sex-objects in the first part of Rigeaud's brain-blasting trilogy "Zapfenmännchen".



Kommisar Bruder überwindet gravity in "The Lost Contempler"



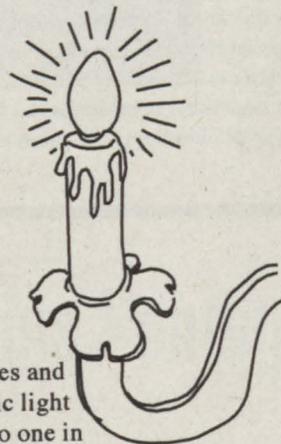
Who would dare to open a bottle with this horrifying spacecraft from "Bugs In Aspik" ?



Abkquazar the paranoid villain in "Zapfenmännchen Pt.2"



A more than cynical parody on Hokusai is this scene from "Paranoid Paradies"



Candles and electric light melt to one in one of Rigeaud's typical inventions. Detail from "Barbara 1994"



They don't need a weatherman in "Cosmic Cowboys"

Time-warped into a mediavel tomorrow nude hero Hens faces a giant Zippo coming alive. "Combat Rock"



Als Ted Bundy mal in seinem Garten war

Es war hell, und man konnte alles sehen. Ein elastischer Glast flog mit seinem Stachel hin und her. Da neigte sich der Tag zu Ende. Es war ein schöner Tag gewesen, wie jeden Monat, wenn sich Ted Bundy wieder einmal seinen Geburtstag feierte. Jetzt war Ted Bundy in seinen Garten hinaus gegangen, um seine Familie Erdhirnchen zu füttern, die da war. Und es war ein schöner Sommertag und die Tiere in Ted Bundy sein Garten waren schon alle tot. Nur die Erdhirnchen nicht. Sie machen kein Quatsch. Er genoss das Antlitz seinen Garten vor dem Gesicht und die Gefieder. Es gab auch Pflanzen, sie hatten Stengel und Birken zu Hauf. Ein kleiner Vogel kam geflogen und setzte sich auf seinen Zauberstock von Ted Bundy. Es war der Kuckuck. Der kleine Vogel machte ein Lied mit dem Schnabel für die Mutter ein Brief.

»Mutter ist nicht da, Tony hat sie in den Keller gefahren.« sagte Ted und wurde etwas melancholisch im Gesicht. Sein Blick ging in die Ferne rein und machte das kleine Klickgeräusch, das ganz sanft ging.

Mit einem hohen Knall ging der Vogel in die Luft rein und kam wieder runter. Er hatte ein kleines Stückchen Blei zwischen seinem Gefieder. Ted Bundy hatte ihn verzaubert. Er hatte den Liedermacher zu ganz kleine Stücke verwandelt. Es war der Knallzauber, den Ted Bundy schon viele Male angewendet hatte.

Da ging Ted Bundy wieder rein.

Ulrich Bogislav



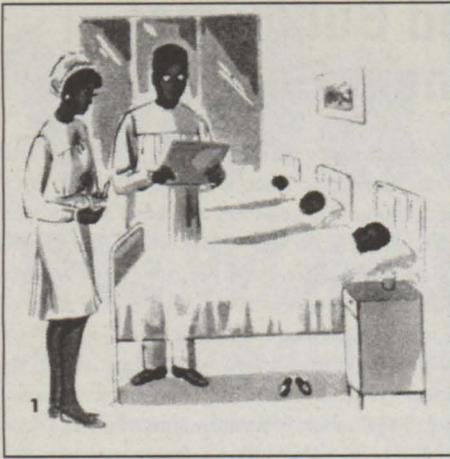
Zeichnen & malen

Dipl. Designer und Maler Norbert Arlinghaus

Servatiplatz 7, 48143 Münster

(vormals „Von der Beeck“, Iduna Pavillon)

Fon 0251/45155, Fax 54151



Bettkante

sich an die flache Stirn. Ihm wurde heiß und kalt zugleich. Erfindungen und Entdeckungen sind das große Ding der Zukunft? Um Himmels Willen – was würden die Eltern dazu sagen!

Man kann das Unbehagen an diesem »Mammutwerk« kaum artikulieren, zumal »Authentizität« im fortschrittlichen Urteil über Literatur ja keine Rolle zu spielen hat. Aber es überkommt einen – wie in so vielen historischen Trivialromanen der letzten Jahre – das konstante Gefühl, der originäre Tonfall jener vergangenen Zeit werde mit großer Zuverlässigkeit verfehlt. In jedem Satz stellt sich das peinvolle Grausen ein, das unbegabte Stimmimitatoren zu erzeugen imstande sind, wenn sie wieder einmal unfreiwillig die Parodie einer schlechten Parodie zum Besten geben. Nicht daß es dem Publikum auffallen oder die Kritiker groß stören würde, natürlich. Darin (und nur darin) liegt wohl auch die ganze Hoffnung Jörgensens.

Mark-Stefan Tietze

Wer wirft den ersten Stein?

Ein äußerst zwiespältigen Eindruck hinterläßt der erste Band von Stefan Jörgensens lange angekündigtem Magnum Opus »Steinzeit«. In diesem ambitionierten Romanprojekt will Jörgensen ein ganzes Zeitalter der Menschheitsgeschichte erzählerisch Revue passieren lassen. Der jetzt vorgelegte Band »Wer wirft den ersten Stein?« umfaßt auf knapp 1500 Seiten (Kreudenreuther's Dicke Dinger, 148 DM) eine Zeitspanne von knapp fünfzehnhundert Jahren: dargestellt wird die spannende Geschichte vom Aufstieg und Fall eines Familienclangs in Zentraleuropa. Bei allem Respekt für den Ehrgeiz, dieser Zeit, von der uns doch so wenig bekannt ist, ein Gesicht zu verleihen – es gelingt Jörgensen letztlich nicht, uns das fraglos aufregende Leben unserer Vorfahren sinnlich vor Augen zu führen:

Nono hüpfte eine Stunde lang vor der Höhle auf und ab. Ihm fiel nichts Gescheites ein, womit er sich die Zeit hätte vertreiben können. Steine, Steine, dachte er, alles voller Steine. Das ist mir vielleicht 'ne öde Welt. Keine gute Zeit, um darin groß zu werden.

Jagen war auch nich' mehr so doll, seit 'se das Fleisch einpökeln gelernt hatten, dachte Nono; jetzt brauchte man nich' ma' mehr täglich jagen gehen, sondern drehte statt dessen Däumchen. Ob's nur so aus Spaß jagen bringen würde? Man müßte das mal ausprobieren. Gesetz der Fall natürlich, daß auch wirklich alle mitmachen: sonst wär das Gruppgefühl nicht mehr gewährleistet, das die Familie seit jeher in Ehren hielt, und das den Clan letztlich so erfolgreich gemacht hatte.

Aber er persönlich konnte so nicht weitermachen. Das war kein Zustand. Es mußte sich doch mal was ändern! Jemand mußte die versteinerten Verhältnisse mal zum Tanzen bringen!

Er setzte sich ein Weilchen in die Sonne und blinzelte. Es näherte sich ein Schmetterling und nahm auf seiner Fingerspitze Platz. Ein Sinnbild für Phantasie und Kreativität, dachte Nono melancholisch. Dann flog der Falter auch schon wieder davon.

Erfindungen und Entdeckungen sind das Ding der Zukunft, dachte er plötzlich und griff

*Süße, unbekannte Birnchen
Streifen sanft mich geilten Bock.*

Auch bei den Altvorderen lassen sich bisweilen ähnliche Tendenzen ausmachen. Walter von der Vogelweide:

*Heut vogelten die vogelin
Rozfreh vor minen ogelin.*

An anderer Stelle zeigt sich, daß selbst der allgewaltige Goethe auf dem glitschigen Weg zur Meisterschaft nicht vor kleinen Ausrutschern gefeit war.

*Knalle! knalle
Manche Schnecke,
Daß, zum Zwecke,
Same fließe
Und mit reichem, vollem Schwalbe
In die Dame sich ergieße.*

Aber Herr Geheimrat... Und was wird das hier?

Anthologie der Peinlichkeiten

In den letzten beiden Dekaden verbrachte ich jede Minute meiner freien Zeit in Bibliotheken und Handschriftensammlungen, durchstöberte etwelche Antiquariate und Privatarchive bis in die hintersten Winkel der Republik, nicht zu reden von den staubbedeckten Makulaturgebirgen auf unzähligen Dachböden und in stickigen Mansarden, um diese einmalige Sammlung zusammenzutragen.« schreibt Dieter Gunge nicht ohne ein wenig Selbstgefälligkeit im Geleitwort seiner kürzlich bei Kreudenreuther erschienenen **Anthologie der Peinlichkeiten**. Und wir müssen zugeben, die Mühe hat sich gelohnt. Denn was uns da der sechundsiebzigjährige Oberstudiendirektor i. R. (nebenbei selbst passionierter Verseschmied) beschert hat, ist mit Fug und Recht ein Meilenstein der literaturhistorischen Forschung zu nennen und wird sich ohne Zweifel schon bald zu einem unentbehrlichen Standardwerk mausern, dem sein Platz im Regal des Fachmanns, des Studenten, wie auch des interessierten Laien sicher ist.

Auf über 600 Seiten präsentiert uns Gunge die kuriosesten Fehlstarts, Entgleisungen und Rohrkrepiere aus den Federn der bedeutendsten Dichter deutscher Zunge aller Epochen.

So erfahren wir beispielsweise anhand eines Notizblatts des jungen Eduard Mörike, daß sein erst in reiferem Alter zur Vollendung gebrachtes, feinsinniges Gedicht »Er ist's«, auf einem frühen Entwurf von eher schwül-animalischem Gepräge beruht:

*Frühling läßt den dünnen Rock
Wieder flattern an den Dirnchen.*

*Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Was soll die Frage, seid Ihr denn blind?
Nein.
Fein.*

Gerne würde ich noch seitenweise weiterzitierten, doch begnügen wir uns an dieser Stelle mit einer letzten Perle, der Urfassung von Matthias Claudius' »Abendlied«:

*Das Bier ist ausgegangen,
Beim letzten Prosit klangen
Die Humpen hell und klar.
Der Wirt wird rot und schweiget,
Und aus dem Ascher steigt
Der weiße Nebel wunderbar.*

Linientreue Lyrikvasallen mögen den kleinteiligen Einwand erheben, es handle sich bei dem Werk um den Versuch einer talentlosen Krämerseele, den wahrhaft Großen der Poesie postum am Zeug zu flicken, um die eigene schöpferische Impotenz und Mittelmäßigkeit zu salbieren. Aber woher denn. Vielmehr wird uns Normalsterblichen durch Gunges verdienstvolle Leistung Einblick gewährt in die wundersam verschlungenen Pfade des kreativen Prozesses, und nicht zuletzt denjenigen, deren eigenes künstlerisches Wirken noch in den Kinderschuhen steckt, Mut zugesprochen durch die beruhigende Erkenntnis, daß auch die Besten nur mit Wasser kochen.

»Anthologie der Peinlichkeiten« herausgegeben von Dr. hc Dieter Gunge, mit zahlreichen Faksimiles, 614 Seiten, Broschur, DM 98,80

Markus Spang

Ich und die Prominenz

Mit bizarrem Gefasel aus der von ihm zu-rechtgesponnenen Welt seines totalen Egotrippings langweilt wieder einmal **Mark-Stefan Tietze**. Wenn man den Mann ein paar Stunden mit sich alleine läßt, amüsiert er sich wahrscheinlich zu Tode:

Was ich in diesen drei Wochen wieder alles an Prominenz gesprochen habe, geht auf keine Kuhhaut. Oder doch. Auf eine schon. Eine muß sein. Ralf Huettner und Gruschenka Stevens, diese beiden Superstars des neuen deutschen Films, begegneten mir nämlich vorgestern bei der Vorpremiere ihres tollen Streifens »Der kalte Finger«. Ich mischte mich unter das Kinopersonal und hatte bald die Gelegenheit, mit den Stars ein paar Worte zu wechseln. Gruschenka war ziemlich nervös, kaschierte ihre Nervosität jedoch mit einem kurzen Rock und beeindruckend stringent durchgefärbtem Blondhaar. Bei einem Ratespiel mit dem Publikum, das der Mann vom Filmverleih anleierte, zierte sie sich deutlich, war reichlich mundfaul und sichtlich nicht in der Laune für schlagfertige Repliken, obwohl ich ihr unentwegt aufmunternde und tröstende Blicke zuwarf. Wahrscheinlich deshalb bat sie mich hinterher um Feuer, als der insgesamt doch etwas enttäuschend verlaufene

Abend zu Ende war. Meine Hoffnungen auf ein Tête à Tête zerstreuten sich allerdings bald, denn sie schwarzenzelte mit der (immerhin von mir entzündeten!) Zigarette von dannen und unentwegt um Huettner rum. Pah, dachte ich und ging zur Strafe sofort auf eine Party mit noch viel berühmteren Leuten...

Der amateurhafte Witz, den Tietze preiswert bei sich selbst entleiht, dürfte eigentlich kaum für eine halbe Manuskriptseite reichen. Aber der langhaarige Langzeitstudent und egomanische Megalomane kann die Druckertinte nicht halten und macht in »Ich und die Prominenz« (Essener Electricitäts-Verlag; 16,95 DM) immerhin 148 Seiten voll – mit »spasmogenetischer Hirnwischerei« (H. Friebe) und wichtig-tuerischem Zeug wie diesem:

Wie es denn die New Yorker hinkriegten, fragte ich jüngst eine aus dem großen Apfel heimgekehrte Bekannte. Was hinkriegten? Na ja, hinkriegten, zum Beispiel, nicht alle gleichzeitig in eine neu eröffnete Pinte zu rennen, sondern sich hübsch zu verteilen auf die Stadt. Nicht gleich zu Millionen von Szenetreffpunkt zu Kultkneipe zu rennen, meinte ich zu ihr. Sie lächelte geheimnisvoll. »Es ist das System der local celebrities, lokale Zelebritäten, wie man sie

dort nennt«, sagte sie. »Das geht so: Eine Kneipe macht auf. Wenn sie irgendwelchen Prominenten gefällt, gehen die dann immer dahin. Wenn dann alle anderen ebenfalls dahingehen, verschwinden die Prominenten. Ihnen wird es nämlich zu voll und ungemütlich. Und schließlich gehen alle anderen, die was auf sich halten, auch weg. Ihnen wird es zu voll an Pöbel und zu leer an Prominenten. Und damit ist die Kneipe dann erledigt.«

»Lokale Zelebritäten«, sagte ich. »Ich beginne zu verstehen...«

Man mag das nicht lesen, sondern lieber einen Spaziergang an der frischen Luft unternehmen. Ins Caféhaus oder die Bierschwemme. Mit Freunden oder, meinerwegen, auch Feinden oder Verwandten, oder, okay, auch giftigen Kröten und stechendem Ungeziefer. Lieber als das lesen, jedenfalls.

Stefan Jörgensen



Klassenfahrt

Henschel / Stegemann

I. Außen / Tag

Ein Schulhof in der großen Pause. Lehrer Lempel geht mit verbitterter Miene seiner Aufsichtspflicht nach. Gesprächsfetzen verschiedener Schülergrüppchen sind vernehmbar.

A: Find ich total scheiße, daß ausgerechnet unsere Schule die letzte ist, in der der Kakao noch nicht in Pfandflaschen verkauft wird.

B: Und der Stefan hat sich gerade schon wieder ne Cola beim Mensing geholt, obwohl wir den doch boykottieren.

C: Der hat ja auch beim Umweltschutzprojekt nicht mitgemacht.

A: Und sowas nennt sich dann Käthe Kollwitz Schule.

Lehrer Lempel geht weiter.

D: Wenn ich in Sozialkunde nicht auf 'ne Drei komme, kann ich die Oberstufe voll verges-

sen. Der Hülskamp hat mir doch nur 'ne Vier gegeben, weil ich was kritisches gegen die Bevölkerungsstatistik gesagt habe.

E: Ach, der mit seinen Statistiken ewig! Mit Statistiken kann man alles und nichts beweisen! Ich glaube keiner Statistik, die ich nicht selbst gefälscht habe.

Lehrer Lempel geht weiter.

F: Bist du bescheuert??? Die Pille?

G: Da sind total viele Chemikalien drinne!

H: Das ist krebserregend, und von den ganzen Östrogenen...

G: Ich nehm immer 'n Diaphragma.

I: Ich bin aber allergisch gegen diese Salbe!

F: Die Elke hat neulich 'n Femidom ausprobiert, das war aber unheimlich viel Arbeit. Hat ausgesehen wie 'ne Mülltüte, unheimlich abtörnend.

H: Dafür sind aber keine Östrogene drin.

Lehrer Lempel geht weiter.

J: Kommste auch zur Redi-Sitzung nach der

fünften?

K: Nee, kann nicht. Hab nachher noch Projekt AG.

J: Wär aber echt total wichtig, wir wollten doch abstimmen über die ZBF.

K: Weiß nich, aber die AG ist mir irgendwie wichtiger.

Lehrer Lempel geht schmerzverzerrt weiter.

L: ...das löst bei mir so'n unterbewußten Prozeß aus wo, ich irgendwo nicht weiß, wie ich damit umgehen soll.

M: Hast du deshalb vorhin so zugemacht?

L: Nee, da hatt ich Streß mit der Danni wegen dem Joschi.

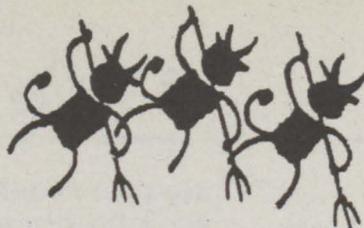
M: Wieso, ich denk, der Joschi ist jetzt mit der Daggi?

L: Ach Quatsch, die Daggi ist doch wegen dem Didi in der ZBF-Ini.

Lehrer Lempel stürzt mit vor den Mund gepreßter Hand zur Toilette, wo er sich geräuschvoll übergibt (lange Kamerafahrt).

Servicehölle

Das allumfassende Kulturscreening in Luke & Trooke



Orte

Wenn man sich aufhält, dürfte es schwierig werden, sich nicht an Orten aufzuhalten. Ob man will oder nicht, findet man sich stets auf Orte zurückgeworfen, die entweder öde sein können, oder die angenehmsten Orte der Welt. Aus den zahllosen Publikationen, die sich mit Orten beschäftigen, wollen wir zwei herausgreifen, die zwischen diesen beiden Polen polarisieren.

Christian Kracht ist uns noch als der Unsympath in guter Erinnerung, der in seinem Debut-Roman Faserland von 1995 als yuppieesker Ich-Erzähler die Republik von der nördlichsten Fischbude Sylts bis zum Münchener P1 in Nord-Süd-Richtung durchstreift, dabei seine Barbourjacke nicht auszieht, Zigaretten raucht, in Läden verkehrt usw., alles mögliche, und sich damit insgesamt als aussichtsreichster Anwärter positioniert hat, als ideeller Gesamterbe des Poppertums in den Neunzigern zu gelten. Gerade wegen seiner provozierenden Oberflächlichkeit ist dieser Roman drei Jahre später revisited gar nicht mal so schlecht und dumm: Was vielen Kritikern damals nicht auffiel, ist, wie der Erzähler, der offensichtlich große Übereinstimmungen mit dem Autor aufweist, sich stellenweise selbst demontiert und dadurch angreifbar macht. Kracht hat sein Fett weggekriegt und legt nun, zusammen mit Eckhard Nickel, einen Anti-Reiseführer vor, der so ziemlich den Rest der Welt abdeckt. **Ferien für immer** heißt er, und im Untertitel *die angenehmsten Orte der Welt* (Kiepenheuer und Witsch, 1998). Als solche müssen den Autoren zufolge 66 Locations in fünf Kontinenten gelten, auf die man spontan

angesichts der Fragestellung so nicht gekommen wäre. Die Auswahl versteht sich als genaues Kontrast-Programm zu der im Lonley Planet und anderen Guides propagierten Authentizität, und damit als leicht snobistisch eingefärbte Absage an die Travel-Kultur insgesamt. Den vielgefürchteten sogenannten Kulturschock einer Reise auf ein Minimum reduzieren, lautet die Marschzahl. Und so spüren die beiden Autoren zielsicher jene Orte auf, die garantiert in keinem Reiseführer auftauchen, und die nichts weiter zu bieten haben, als lokale Bastardisierungen einer weltumspan-



nenden Konsum- und Servicekultur zu sein; pittoresk gerade dadurch, daß das Authentische dort bestenfalls als ironischer Reflex auftaucht. Den faden Vorwurf, daß man auf Reisen letztlich nur Altbekanntes wiederentdecken könne, verkehren die Autoren zu einem lässigen Na und? und halten sich so den Rücken frei für allerlei Anekdoten und Lüggengeschichten, die sie um die hybriden und mischkulturell hochangereicherten Orte nicht

abseits, sondern im Zentrum der massentouristischen Bewegung spinnen. Schwer zu sagen, ob Kracht sich im Laufe der Zeit mit seinem offensiv zur Schau gestellten Dandytum selbst genevret hat, und so zu einem besseren Erzähler geworden ist, oder ob Co-Autor Hicel ihm immer dann in den Arm gefallen ist, wenn es allzu dekadent zu werden drohte. Jedenfalls ist das Resultat süffisant-kurzweilig, mitunter regelrecht komisch und kulturantropologisch sicher aufschlußreicher als so manches, was derzeit in den Reisebuchteilungen der Buchhandlungen verstaubt.

Gleiches gilt in anderer Form für die bei Reclam Leipzig erschienene Anthologie **Öde Orte**, in der 53 Ausgesuchte Stadtkritiken: von Aachen bis Zwickau einschlägig mehr oder weniger bekannter Autoren aus dem Taz-Titanic-Konkret-Spektrum versammelt sind. Theoretisches Gerüst dahinter ist, daß der Topos Heimat bis weit hinein ins alternative Spektrum weitgehend unreflektiert immer noch positiv besetzt ist; die Herausgeber Jürgen Roth und Rayk Wieland konstatieren im Nachwort ein virulentes Behagen an Reverbewußtsein, Gemeinschaftsgefühl, Vereinsmeierei und das große Bedürfnis, es mit dem Denken und Kritisieren auch mal gut sein zu lassen. Dementsprechend wird keineswegs in Unkenntnis der jeweiligen Lokalhistorie, sondern aus ihr heraus abgerechnet mit den Orten, an die es einen qua Geburt oder Zuzug nun einmal eine Zeitlang verschlagen hat. Es verfestigt sich der Eindruck, daß alle die hier kritisierten Städte nur gut in einem einzigen Land aufgehoben sind: Deutschland, das einzige Land weltweit, das solche Städte verdient hätte. Beziehungsweise um-

gekehrt: Nur durch die Aggregation all dieser Gräßlichkeiten von Stadt wird aus Deutschland ja erst, wofür man es am meisten haßt. Insofern ein stimmiges Gesamtbild. Gewisse Redundanzen eingeschlossen, etwa wenn einige der Autoren unabhängig voneinander das sicher in allen Fällen zutreffende und beim ersten Mal auch sehr lustige Bonmot in Anschlag bringen, ihre Stadt lade ein zum sofortigen Weiterfahren. Heimat ist da, wo die Rechnungen ankommen, wäre ein Bonmot, das man den zahlreichen im Buch enthaltenen als vorläufiges Fazit noch beigesellen könnte. Insgesamt ein informatives Horrorpanoptikum urbanen und provinziellen Grauens, daß einzig durch seine Unausgewogenheit gewisse Wün-



ferien für immer

sche offen läßt; so ist etwa Amerika etwas aus dem Rahmen fallend pauschal mit einem Beitrag abgehandelt, während Berlin mit insgesamt vier Beiträgen gewürdigt wird. Vor allem aber fehlen ganz Hagen, Lüdenschheid und – unverzeihlich! – Münster, so daß eine Neuauflage in nächster Zukunft unvermeidlich scheint.

Holm Friebe

Solo für Henschel

Am ehesten läßt sich die »Humor-Ecke« in Buchhandlungen mit einer Münchner Bierschwemme vergleichen. Sortenarm, aber in großen Mengen, werden prominente Marken wie Boning, Schmidt & Co. feilgeboten: vielgepriesen und -beworben, dennoch kein Premium. Ein fader Schlüß simulierter Gärung, nicht mal bitter – Designware eben, die trotzdem oder gerade deswegen verkonsumiert wird, als gäbe es in den nächsten zehn Jahren nichts mehr zu lachen. Die Marken der kleinen, aber feinen Hersteller mit Komik-Prädikat und Satire-Gütesiegel gibt's nur auf Nachfrage aus der Glasvitrine geholt und eingesehen. Auch das Haus Henschel gehört dazu. Seit vielen Jahren in Kennerkreisen als Hersteller von Qualitätsprodukten beliebt, hat Henschel nun wieder neuen Stoff angerührt, nicht in Union mit Droste oder Henschel, sondern solo. Herausgekommen ist eine überaus milde Episoden-Schnur mit leicht schluffigem Nachgeschmack: »Bruno in tausend Nöten«.

Im Zentrum der zweiundzwanzig Episoden oder »Abenteuergeschichten« steht Bruno, ein »junger oder junggebliebener, womöglich auch altersloser Zeitgenosse« (Klappentext). Bruno haust in einem schmierigen Quartier, Stützpunkt vielerprechender Ausflüge in die Welt. Aber Bruno ist ein Tolpatsch, und was er anfaßt geht schief: die Experimente mit alkoholischen Getränken, das selbstgekokelte Pilsgericht, die Schutzsache im Garten der Vermieterin – stets enden Brunos Bemühungen, dem Alltag ein bißchen Spaß abzugewinnen, in

totalen Katastrophen. Brunos Leben ist eine Sparta-Katastrophe der Peinlichkeiten, bestens dokumentiert an seinem ebenso unerschütterlichen wie vergeblichen Werben um die Gunst junger Damen. Meist strafen diese ihn mit Ignoranz oder Geringschätzung, der paranoid Bruno sieht darin jedoch geheime Liebeserklärungen und brütet allerlei Pläne aus, um das jeweilige Objekt seiner Begierde für sich einzunehmen. Die Umsetzung der Pläne endet dann in jenen furchtbaren Blamagen, die den Leser an selbsterlittene Demütigungen im Dienste der Liebe gruselig erinnern.

Was die Zeichnung der naiv-grotesken Hauptperson angeht – im Kontrast zur nüchternen Figur des Ich-Erzählers, dem Teilnehmenden Beobachter, »Gewährsmann [...] und Stütze beim ganz unfreiwilligen Heldentum« Brunos (unzweifelhaft der Autor selbst) – spielt Gerhard Henschel jenes, schon im »Barbier von Bebra« (zus. mit Wiglaf Droste) gezeigte Können aus. Das Buch hätte wirklich gut werden können, hätte Henschel nicht versucht, die einzelnen Episoden irgendwie auf das moderne Diktum der »bewußt verhunzten Pointe« auszulegen. Ein mißlungener Versuch: Henschels Spannungsaufbau ist klassisch, die Handlung der meisten Episoden steuert den »Big Bang« an, die alles lösende und erlösende große Pointe. Doch die gibt es nicht – die große Pointe bleibt aus, ebenso die spektakuläre Auslassung derselben. Was folgt, ist eine laue Pointe. Man fühlt sich betrogen und an Prosa-Aufgüsse von Harald- und Eddi-Clips erinnert.

Das liegt auch an der Wahl und Frequenz der Klischees und Stereotypen, mit denen Henschel besonders bei den Nebenfiguren nicht spart. Stereotype und Klischees haben gerade in kurzen (und komischen) Geschichten eine zentrale Funktion:

Sie reduzieren Figuren auf handlungsrelevante Eigenschaften und schaffen damit einen sicheren Spielrahmen. Henschels Stereotype und Klischees sind schlicht, bleiben aber bekannt-bewährtem Neckermänner- und Bunken-Niveau und werden ständig wiederholt. Das schafft einen sicheren, aber auch steifen Spielrahmen: die »Typen« planieren die Handlung und betonieren



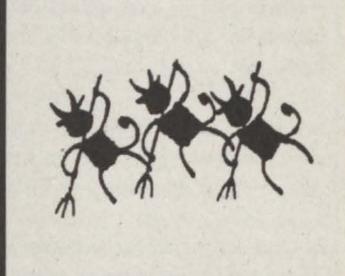
die Erzähllandschaft zu. Orte, Namen (Sieglinde, Angelika, Frau Morgenstern) und die Herdorf-Ilustrationen im Stil der 50er verleihen dem ganzen auch noch ein altdeutsch furniertes Antlitz. »Man steckt nicht drin«, faßt Bruno am Ende all seiner Abenteuer die Gründe für sein Scheitern zusammen und meint damit »die Frauenwelt«, der er fast zweihundert Seiten lang auf die Spur zu kommen versuchte. Das könnte auch der Leser behaupten und damit das Buch meinen.

Michael G.L. Koch

Gerhard Henschel: **Bruno in tausend Nöten**. Abenteuergeschichten mit Illustrationen von Wolfgang Herndorf. Edition Nautilus. Hamburg 1998. 29,80 Mark.

Aberglauben

Okkultismus ist eine ernste Sache, eine Wissenschaft, die sorgsam studiert werden will. Satan läßt bekanntlich nicht mit sich spaßen. Wenn aber ein unbedarfter Journalist, aus lauter Neugier auf »diese Welt voller hanebüchener, span-



nender und erstaunlicher Vorgänge« mal eben schnell und nebenher ein Lexikon des Aberglaubens verfaßt – dann kommt dabei vermutlich nur heiter gemeinter und aufklärerisch verbrämter Mumpitz heraus. Und so ist es. Und der Schaden ist angerichtet. Und den Walter Gerlach wird sich bald holen müssen: »Ein Tier mit scheußlichem Haupt, kohlschwarz, mit glühenden Augen, Eselsohren und weitaufgesperrtem Rachen voller Eisenfänge.« (Hildegard von Bingen) Und da wird ihm dann weder *Petersilie* noch *Holz* (dreimal dagegen klopfen) helfen können.

Walter Gerlach: **Das neue Lexikon des Aberglaubens**. Eichborn. 252 Seiten. 39,80 DM.

Aleister »666« Schwarzwuell

Putzen

Wer putzt, ist selber schuld

Deutschland ist zu einem ganz erheblichen Teil von Reinlichkeitsfanatikern und Putzteufeln bewohnt, von neurotischen Säuen mithin, die in ihrer Suhle unter Waschwang leiden. Statt aber beschämt den Mund zu halten oder sich schnurstracks zum Psychiater zu begeben, gehen diese Leute mit ihrem Defekt hausieren oder sogar missionieren; schlimm das alles.

»Wer putzt, ist selber schuld« ist in solcher Umgebung ein Ratgeber, der seinen Namen endlich mal verdient. Hier gibt es wertvolle Tips, wie Lebewänner und -frauen sich die Arbeit im Haushalt so einfach wie möglich machen können. Nicht die Wohnung auf Hochglanz zu wienern, raten die ausgeschlafenen Autoren dem Leser, sondern: »Glänzen Sie doch mal im Gespräch«. Als unterhaltsamer Redner kann man sich nämlich jeden Morgen zum Frühstück einladen lassen und so das lästige Einkaufen, Tischdecken und Spülen umgehen.

Auch sonst gibt es zu Hause viel, was man nicht tun muß: Kalkränder im Bad müssen gar nicht unbedingt entfernt werden. Warum denn auch! Wen stört's! Auf Bügeln und Fensterputzen kann schließlich ebenso spielend verzichtet werden wie auf Haustiere und Zierpflanzen, wenn man sein Leben größeren Zielen widmet. Zur Entlastung des Gewissens fauler, ideologisch jedoch noch nicht hundertprozentig gefestigter Menschen trägt auch bei, wenn mit dem Aberglauben aufgeräumt wird, daß Selbstgemachtes besser schmeckt. Gar nicht! Wieso denn! Fast Food und Tiefkühlkost munden genauso prima und sparen massig Zeit.

Auf gelegentliche Albereien als Leseanreiz (Putztyp-Psychotest, die kalauerhaften Überschriften und Merksprüche) hätten Thea und Torsten Conrad getrost verzichten können. Insgesamt haben

sie aber unter dem Motto »Kopfarbeit statt Handarbeit« ein schönes und schmutziges Buch vorgelegt, das all jenen mentale Hilfestellung gibt, die sich in puncto Ordnung und Sauberkeit vom individuellen und kollektiven Über-Ich gelegentlich noch bedrängt sehen. Vielleicht gelingt es ja eines fernem Tages mal, die Saubermänner und -frauen in die Defensive zu drängen. Die Tabelle »gesparte Hausarbeit = gesparte Lebenszeit« sollte dazu ermutigen.

Wie nah der Putz- und Sortier-Wahn schließlich an faschistoide Ideologie gebaut ist, wird dankenswerterweise auch angeprangert. Dagegen setzen die Autoren den flammenden Appell: »Nicht zuletzt können wir uns in der durch weniger Hausarbeit gewonnenen Freizeit über Probleme von Minderheiten informieren, nachdenken und sie zu verstehen suchen.« Sehr gut. Sauber. So geht's.

Mark-Stefan Tietze

Thea und Torsten Conrad: **Wer putzt ist selber schuld.** Überleben im Kampf mit dem Haushalt. Knaur. 235 Seiten. 12,90 DM.



Diana

Goodbye Rose – welcome Neurose!

Denken wir zurück. August '97. Prinzessin Diana und Lebensabschnittslover Dodi kacheln im gepanzerten Benz durch einen Pariser Autotunnel. Am Steuer ein Bodyguard, nicht Herr seiner trunkenen Sinne. Er chauffiert das Pärchen mit Karacho gegen einen Pfeiler. Dodi und der Fahrer sterben. Auch Di ist tot. Aus die Maus.



Was dann folgte war eine nie dagewesene Explosion der Gefühle, die sich weder auf die Ginseng-Generation noch auf Großbritannien beschränkte: Die Welt trauerte, die Welt streute Tränen und Blumen aus für die schönste Frau der Welt, die Welt wollte Rache für die liebevollste Frau der Welt und alle Paparazzi auf der Welt sofort lynchen. Man hob Di symbolisch auf den Windsor-Thron (»Königin der Herzen«), überschüttete sie schließlich mit soviel heiligenmäßiger Verehrung, wie es sich sonst nur für die Muttergottes geziemt.

TV und Presse wurden nicht müde zu beteuern, die Reaktionen auf diese »global tragic affair« wären Ausdruck »echter Gefühle«, die die Menschen in England (und natürlich auf der ganzen Welt) erfährt hätten und im Schmerz zueinander finden ließen. Skeptische Stimmen hielten das

von Anfang an für Quatsch. Aber damals wollte man sie nicht hören.

Spätestens jetzt muß man sie hören: Herausgeber und Konkret-Redakteur Rayk Wieland hat zehn der besten Kulturkritiker des schreibenden Gewerbes in »The Neurose of England« versammelt, um mit all dem Gefühls-Schleim aufzuräumen. Mit sozio-psychologischer Schärfe wird an der noch frischen Diana-Legende gehobelt, bis jedem klar sein dürfte, warum die kurze Vita einer blauen Landpomeranze, aus der einzig und allein das fragwürdige Unglück der »Knechtschaft des goldenen Käfigs« hervorsticht, eine Massenhysterie sondergleichen hervorgebracht hat: Der kollektive Tränen-, Trauer-, Teddyschmonzes? Ersatzhandlungen in einer sozial und emotional distanzierten Gesellschaft. Di's Heiligenverehrung? In Religionsmethaphorik eingesülzte Nekrophilie. Mediengestrück. Und wie war das noch mit dem Secret service und dem geheimnisvollen weißen Fiat? Nichts als durchs Internet genährte Verschwörungstheorien. So sieht's aus.

Aber vermutlich will ja doch niemand die Wahrheit erfahren. Nein, in Wirklichkeit ist es doch so: Di lebt. Und in einem geheimen Palast zwanzigtausend Meilen unter dem südlichen Polarmeer kommt sie gerade zur Tür herein und singt im Duett mit John F. »I did it my way«. Elvis spielt Gitarre dazu.

Michael G.L. Koch

The Neurose of England. Massen, Medien, Mythen nach dem Tode von Lady Di. Hrsgg. von Rayk Wieland. Mit Beiträgen von Ilse Bindsel, Holm Friebe, Jürgen Roth, Michael Rudolf, Georg Seeßlen, Kay Sokolowsky, Mark-Stefan Tietze u.a. Konkret Literatur Verlag, Hamburg 1998. DM 24,-

Godzilla

Endlich gibt es mal wieder einen Anlaß über den schlimmsten Deutschen in Hollywood abzudivulsen: Wunderkind Roland Emmerich, der uns schon so halbeisene Streifen wie »Stargate« und »Independence Day« aufzitschte, hat es schon wieder fertiggebracht ein ganzes Genre in die Tonne zu kloppen, diesmal den »Big-Monster-Movie«...



Okay, der Film ist hierzulande noch nicht angelaufen, aber ich weiß, er wird indiskutabel, denn Emmerich wird uns auf die ihm ureigentliche Art nicht enttäuschen. Nachdem der Hauptschauplatz des Films, New York, bekannt gegeben wurde (SAT 1-Preisfrage: »Wo findet Godzilla statt?«), musste ich immerhin meine Vermutung revidieren, das Monster würde (traditionellerweise) aus Japan via Hawaii nach Amiland schwimmen und unterwegs die US Navy in Pearl Harbor beehren (nationales Trauma aufarbeiten), um dann die gesamte Westcoast zu terrorisieren, mit Schwerpunkt der Großstädte.

Aber nein, es kommt ganz anders: Die Franzosen sind schuld, da sie die Fauna irgendeines Atolls mit Atomtests mutierten, Lurche und Warane inklusive, was sich rächt, denn nun steht Godzilla in New York auf der Matte, um nach einem geeigneten Nistplatz (Weibchen? Wegen Belastbarkeit?) zwischen den Hochhäusern zu suchen. Dabei werden die berühmtesten Bauwerke der Stadt aufs spektakulärste eingerissen, hin und her, bis das Monster zur Strecke gebracht wird und zwar von... Jean Reno, denn die Franzosen stehlen sich nicht aus ihrer Schuld und schicken ihren besten Mann! Ich sehe schon das Close-up



EMMERICH SUCKS!

Martin Baasce

am Ende des Films vor meinem geistigen (dritten) Auge: Riesige Dino-Eier in irgendeiner verlassenen Tiefgarage, dazu Kratzgeräusche, das Böse lebt. Die Fortsetzung auch? Soweit ich weiß, ist der Film in den USA nicht gerade zum Spitzenreiter avanciert und wurde von der Kritik verrissen (»Plot Does Matter!«). Das gibt Hoffnung auf kein Sequel.

Vielleicht wäre das alles nicht bemerkenswert, schlechte Filme gibt es viele, das Problem ist nur: Godzilla ist eine Ikone, mit der Niemand ungestraft sein Schindluder treiben darf. Schon gar nicht Emmerich! Was für einen schnieken Film man hätte drehen können, wird einem schmerzlich bewußt, sieht man sich die Reihe der klassischen Godzilla's an: Die strotzen vor Ideen, liebenswerten Monstren und haben »soul«. Womit wir wieder bei Emmerich wären, der sich weit vom Ur-Godzilla entfernt hat, absolut unvorstellbar, wie es die Japaner fertiggebracht haben die

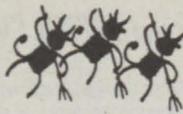
Lizenz zu vergeben. Da waren Feuerwasser und Dollar im Spiel! Ihr habt Godzilla verraten!!! Der richtige Mann für derlei Projekte hingegen, Peter Jackson (»Brain Dead«), findet leider keine Sponsoren für seine geplante Verfilmung von »King Kong«. Was ist die Welt doch ungerecht! Daß sich allerdings auch heutzutage Erfreuliches auf dem Monster-Markt ereignet, verdankt man unter anderem Frank Miller und Geof Darrow, die in ihrem fantastischen Comic, »Big Guy and Rusty The Boy Robot« (dasselbe Team das uns auch schon »Hard Boiled« beschert hat) ordentlich die Sau raus lassen. Der Comic ist zwar schon ein paar Jahre alt, hat aber meiner Meinung nach nicht die Aufmerksamkeit bekommen, die er verdient. Die Geschichte: In einem Genlabor, beheimatet in einer japanischen Großstadt, geschieht bei Experimenten mit der Ursuppe etwas Unerwartetes: ein riesiges Monstrum formt sich und bricht aus dem Gebäude aus. Alle Waffen sind machtlos, auch der kleine, atomare Roboter Rusty, Japan's last line of defence. Die Welt scheint verloren, wäre da nicht der Kampfroborer Big Guy, stationiert auf einem amerikanischen Flugzeugträger, der nach Japan fliegt, um sich dem mächtigen (übrigens über den Untergang der Menschheit philosophierenden) Monster zu stellen. Ein unerbittlicher Kampf beginnt...

Diese krude Geschichte, Geoff Darrows Zeichenstil (5000 Details pro Einzelbild) und Frank Millers witzige, hintergründige Texte ergänzen sich perfekt zu einem Comic der absoluten Extraklasse. Leider ist die Reihe meines Wissens noch nicht weiter fortgesetzt worden (vielleicht ist Darrow ja die Hand explodiert), aber wenn wir jetzt alle noch die Comics kaufen, wird Ihnen auffallen, wie viele Menschen allein in Germany auf die Fortsetzung warten, und dann können Sie sich ihrer Pflicht nicht mehr länger entziehen! Erzählt es also weiter, tretet Telefonlawienen los, schreibt Petitionen, werdet kreativ in euren Protesten!!!

Und falls es tatsächlich noch ein echter Fan bis hierhin geschafft haben sollte:

Frank Miller und Geof Darrow: **Big Guy and Rusty the Boy Robot**, No 1&2, Dark Horse Comics, 1995, je 32 \$., \$ 4,95, auch erhältlich s/w im Großformat zum ausmalen





Breitetest

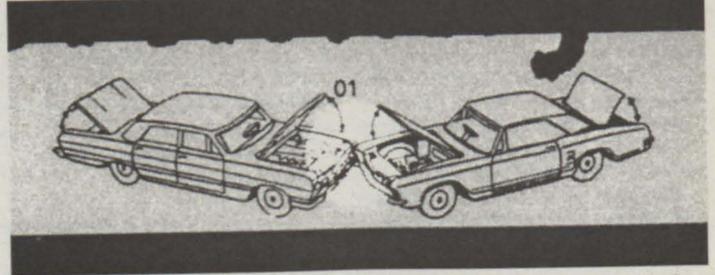
Monster Magnet, Powertrip. A&M / Polydor
Motorpsycho, Trust Us. Stickman/Indigo.

Dave Wyndorf, *Black Mastermind*, der Teufel steckt im Detail. Nachdem der Chef der, so heißt das jetzt wohl, Stonerrock-Vorreiter Monster Magnet seine Zeit fast zwei Jahre mit Einkaufsbummel auf dem Rad und psychedelischem »loungen« verbracht hatte, bekam er einen Tritt von der A&M, er solle mal wieder Geld für sie verdienen, und nicht wie bei »Dopes to Infinity«, nein, diesmal richtig. Konsequentermaßen zog der sympathische Satanist, der ungerne *stoned* spielt, («...sounds like shitrock»), in die Stadt, die den amerikanischen Traum vom Geld verkörpert, Las Vegas, um die Songs zu »Powertrip« zu schreiben. Folglich taucht das Motiv Geld immer wieder auf: in den Texten, dem korrekt-chauvinistischen Artwork und dem prima Video zu »Spacelord«. »Ausverkauf!« höre ich Dr. Bongs alten Freund Basti rufen, aber der meinte die »Superjudge« und ist schon lange ein Junkie. Da sich die Journalisten jetzt überschlagen und meinen, in MM ein integratives Rockmoment ge-

funden zu haben, als Retter des, wie sie meinen, in Not geratenen (Alternativ-)Rocks, stellt sich die Frage, ob Wyndorf das leisten kann: den Freak-Standard USA sichern. Meiner und Dr. Bongs Meinung nach gab und gibt es keine Krise der Rockmusik, sie ist nur mal mehr, mal weniger marktbeherrschend. MM können mit dieser Platte zwar noch populärer werden, den Markt für gute Rockmusik erweitern werden sie nicht; der wird in den späten Neunzigern wieder zu einer Nische. Was dem Doktor an der Platte sofort auffällt, ist die astreine Produktion, der satte Mix, den die rechte Hand Bob Rocks bei der letzten Metallica Aufnahme, Randy Staub, erledigte, es geht also doch. Und damit haben sich auch schon die Unterschiede zu früheren Werken. Riffs und Stukturen sind wie gehabt darauf abgezielt, dich umzupusten, klar, das Ganze ist im Detail etwas weniger zischelnd-psychedelisch und echo-wabernd, aber jedes Stück hätte sich ebenso auf jeder andere der viereinhalb MM-Platten befinden können. Mit »Tractor«, das aus einer Zeit stammt, als Aardvark-Alfred plante, Monster Magnet nach Münster ins Schluckspecht zu holen, spannt Wyndorf einen Bogen über sein Schaffen, und das Stück kommt im Jahre 666 mal 3 wuchtiger daher als vor acht Jahren: der Sound von Monster Ma-

gnet komprimiert Rock, verdichtet sich und wird erdiger, dringt ein, tiefer in Richtung Unterwelt, näher zu Dir, mein Stier.

Die bessere Kifferrockplatte haben Motorpsycho gemacht, meint Dr. Bong, und meine auch ich.



Ähnlich lange schon wie Monster Magnet, und mit einer ähnlichen Kontinuität der mitwirkenden Personen und der supercoolen Songtitel, psychorocken die drei Norweger, die es immerhin zu einem festen Nischendasein und etlichen Touren überallhin gebracht haben. Sie bringen mit »Trust Us« die schönsten und abwechslungsreichsten Gitarrenklänge auf Platte, die Dr. Bong und mich seit langem haben abschweben lassen. Dazu gibt

es Intensität, coole Riffs, herrliche Melodien und Spannungsbögen, die über fünfminütige Gitarrensoli hinweg bestehen. Das erste Stück entführt noch in ein MonsterMagnettaugliches Brandungsgrollen, das zweite erinnert noch vage an Union Carbide oder Stones, aber dann ist alles

nur noch Motorpsycho, und du, ich und Dr. Bong wissen, daß es gut ist. Motorpsycho erweitern Rock, differenzieren ihn in jede Richtung aus und verfeinern ihn, haben ab, weiter ins Universum. *Space is the place.*

Marc Schut und Dr. Bong

Non-Music-CDs

Ein eigenes Genre zu stiften gelingt in der Tat nur den wenigsten. Auch wenn Jörg Fauser sonst eine Menge Pech hatte im Leben, könnte er sich glücklich schätzen, daß ihm wenigstens das gelungen ist – wenn er noch am Leben wäre, heißt

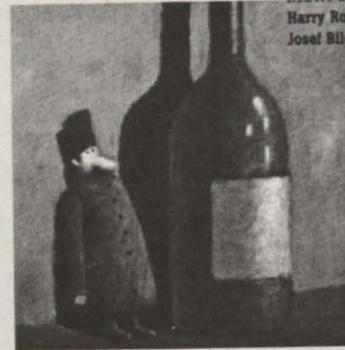
Jugendliche der Volkswirtschaft... Alles was put... mit Koch... was ich Hanf... Alles Mann mit Sandwich... Durch Deutschland

user O-Ton



das. Er starb vor gut zehn Jahren betrunken bei einem Autounfall, und hat neben einer unübersichtlichen und immer zahlreicher werdenden Epigonenschar ein beachtliches Gesamtwerk hinterlassen, das lobenswerterweise bei Zweitausendseins recht wohlfeil herausgegeben, jetzt aber beinahe schon wieder vergriffen ist. Aus der ersten Riege deutscher Beat-Literaten, mit Brinkmann, Wondratschek und Ploog, ist Fauser vielleicht der beste, in jedem Fall aber der zeitloseste. Zeitlos deshalb, weil die Erfahrungsberichte

aus dem eigenen miasmatischen Leben ein Outcast-Milieu beschreiben, das gerade in seiner un-stetigen völligen Haltlosigkeit heute im wesentlichen unverändert fortexistiert. Die Schauplätze sind vielleicht andere: Als Junkie strandet man heute wohl nicht mehr in Istanbul, und im Kreuzberger »Bierhimmel« wird man andere Gestalten treffen als in den Siebzigern. Die Freude indes



über eine Pommesbude, die um diese Zeit noch aufhat, überdauert Äonen und Generationen. Das ist fast als anthropologische Konstante anzusehen. Eigentlich toll sind die Texte aber erst, wenn Fauser sie selbst lakonisch ins Mikrofon knödelt. Weil Fauser selbst sie aber nicht mehr vorlesen kann, gibt es bei Trikont jetzt eine Doppel-CD (**Fauser O-Ton**), auf der über zwei Stunden Gedicht und Kurzprosa versammelt sind, und die an dieser Stelle einfach mal wärmstens zum Kauf anempfohlen wird. Auf daß die Social-Beat-Frak-

tion einmal in sich geht und feststellt, daß andere das, was sie heute als »extrem relevant« anpreisen, andere schon vor Dekaden gemacht haben – und besser.

Toll, ganz toll, wenn auch nicht ganz billig ist auch das vier CDs umfassende Epochalepos **Die Reise nach Petruschki** von Wenedikt Jerofejev, erschienen bei Kein & Aber-Records. Josef Bilous, Robert Gemhardt und Harry Rowohlt teilen sich den Job, die in der UdSSR lange unterschlagene und auch hierzulande weitgehend unbeachtete Erzählung in bester Rollenprosa zu Gehör zu bringen. Der Plot ist relativ simpel: ein trunksüchtiger Held deliriert während einer nicht enden wollenden Zugfahrt, die eine Dame zum vagen Ziel hat. Aber was er da zusammendeliert, ist ein derart hermetisches und paranoides Wahnsystem, powered bei der ständigen Sorge um Alkoholnachschub, daß es einem den Atem verschlägt. Ein volltrunkener Wirbelsturm of consciousness, in dem vergleichsweise vernünftige Betrachtungen und Erwägungen mit totalem Scheiß wüst kollidieren. Die beinahe meditative Fixierung auf den Stoff läßt an Gemälde von Roman Opalka denken, dann wieder wird der haltlose Schwachsinn der Mitreisenden in den eigenen Schwurbel eingebaut und das Ganze ist so witzig und kurzweilig, wie eine Zugfahrt im Vollsuff eigentlich überhaupt nicht sein kann. Daß der Held am Ende unverrichteter Dinge zu Tode kommt, ist schade und bedauerlich, aber das wunderhübsche Cover von Bernd Pfarr entschädigt auch dafür.

Volker Stadion

Fishmob

»Diese Platte eröffnet das Zeitalter des Allround-Styles! Digital oder analog. Schrammel oder Beats. Alles wird gut. Denn die Mutter von alledem heißt Musik. Und Mutter hat immer Recht.« Wow, ich meine, was ist dem noch hinzuzufü-



gen? Treffender kann man das Programm dieser heißen Scheibe gar nicht beschreiben: auf der einen Seite (womit natürlich nicht die CD selbst gemeint ist, da diese, wie wir wissen, nur einseitig silbrig glänzt und somit auch »rockt«) eben Beats, andererseits aber auch Schrammel, richtig original Toco-mäßig, verlorene Jugend und so (es geht um FR David, ja was macht der Mann denn so heutzutage...?).

Das gutgemeinte Vorwort dürfte wohl in erster Linie für die totalen Hip-Hop-Heads unter den Hörern gedacht sein, die so etwas *nach nie* gehört haben und eventuell etwas verstört sein könnten, was sich eine Rap-Combo da so alles rausnimmt. Aber keine Sorge, der Mix geht voll auf, sie sind immer noch eine richtige Rappgang, die *etwas* andere Rappgang vielleicht, die allerdings kein kontroverses Thema scheut: Ferien, Abhängen, Unreinlichkeit, weiche Drogen. So mancher flotte Rhyme kreist hier um die »Sportzigarette«, die anscheinend immer kreist. Da sollte sich das Chaosquintett doch mal seiner Rolle als Vorbild bewußt und der Staatsanwalt aktiv werden...

Allerdings: wer so lustig rappt, und anscheinend sogar mit Magnum gut Freund ist, dem kann man ganz einfach nichts übel nehmen. Darum: Doppeldaugen mit absoluter Kauf-, bzw. Brennverpflichtung.

Glen Sanders

Kirmes

Kirmes: Video (Indigo/Disko Grönland)

Über studentischen Humor wird oft sehr schlecht geredet. Warum? Das ist ungerecht! Einige meiner besten Freunde haben einen, und er ist gut! Oft muß ich sogar richtiggehend lachen, wenn mit Zitaten aus der Weltliteratur oder klassischen Philosophie reizvolle Wortspiele getrieben werden. Schade, daß weniger gebildete Kreise von solchem Vergnügen ausgeschlossen bleiben müssen.

Sehr gut ist auch das Debüt von »Kirmes«, einem

studentischen Duo aus Münster. Auf dem Hintergrund einer schön gesampelten und geschmackvoll instrumentierten Rhythmusmusik werden kluge Texte gesungen. Zeilen wie »Ich mag die einfache Struktur oder »Ich steh' an der Straße und fühle mich polysem« vermögen das Herz des anspruchsvollen Hörers tief zu bezaubern.

Bombastbaß, Spacegitarre und Höherorgel sorgen in der Produktion von Lotte Ohm dafür, daß in Stücken wie dem potentiellen Klassiker »Technologie 69« der Witz nicht zu kurz kommt. Die sonore Stimme des Sängers verhindert aber stets ein Abgleiten in pure Parodie. Es ist also alles ganz außerordentlich gelungen, bis hin zum Booklet,

das einer Fernsehzeitschrift nachempfunden ist und für jeden Titel Daumen-Wertung, Kommentar (»Undurchsichtige Story mit tausend Klischees«) und Punkte für Humor, Anspruch, Action, Spannung und Erotik bereithält.

Thorsten Schwarzquell



Mal ganz ehrlich: Situationen, in denen das Hören populärer Musik echtes Erstaunen, nachhaltige Irritation oder gar kathartische Effekte auslöst, sind so häufig nicht. Üblicherweise richten wir uns in unseren Geschmäckern ein wie in unseren Wohnzimmern. Wir wippen dort mit dem Fuß, werden von vertraut organisierter Tonart umschmeichelt und trinken zufrieden unser Pils. Einer von denen, die uns etwas anderes zeigen wollten, war Tony Williams, der 1945 zur Welt kam und letztes Jahr aus ihr abberufen wurde. Berühmt wurde er als jugendlicher Wundertrommler des Miles-Davis-Quintetts ab 1963.

Mit seiner Band »Lifetime« erfand er 1969 ein Genre, das längst zum Gruselkabinett geworden ist, für kurze Zeit jedoch zuverlässiger Lieferant jener seltenen ästhetischen Erlebnisse war: den Jazzrock (du darfst auch Fusion sagen). Es handelte sich damals eben nicht um selbstgefälliges Muzak-Genudel von eklen Studio- und Diplommusikern, sondern um wilde, befreite, revolutionäre Musik. Mit seinem Projekt »Arcana«, einer Kooperation mit Bill Laswell, kehrt Tony Williams dreißig Jahre später noch einmal zu eben dieser Ausdrucksform zurück. Zusammen mit anderen gereiften, aber nicht gealterten Jazzinnovatoren wie Pharoah Sanders und Graham Haynes sowie den Gitarristen Nicky Skopelitis und Buckethead läßt er uns noch einmal ahnen, welche gewaltigen Intensitätspotentiale Musik zu transportieren vermag. Produzent und Bassist Bill Laswell kommt das Verdienst zu, dieser Begegnung einen würdigen Soundrahmen gegeben zu haben. Er verzichtet auf die grobkörnige Dialektik von schwerem Funk und weltmusikalischer Süßlichkeit, die viele Axiom-Produktionen zu zwiespältigen Vergnügen macht, und sorgt für dunkel getönte Klangräume, in denen Erhabenheit und Inferno nebeneinander Platz finden.

Ein angemessener Abschied für ein echtes Genie.

Ansgar Knirim

Hobby TV



Spaziergang durch eine dicke Programmzeitschrift

▷ Im Interview verrät Kenneth Brannagh das Geheimnis seiner Schauspielkunst: »Ich werde oft gefragt, wie ich es mache. Nun, mit der Schauspielerei ist es wie beim Sex. Man sieht sich nicht selbst, man ist auf die eigenen Erfahrungen angewiesen.«
Kleiner Tip: Bei uns zu Hause spitzen wir die Ohren und haben einen Spiegel über dem Bett hängen, um nicht ausschließlich auf die »eigenen Erfahrungen« angewiesen zu sein.

▷ Medien gelten als sexy, aber auch als käuflich. Dazu gibt es in der Programmzeitschrift einen Leserbrief Christian G. aus Nürnberg schreibt etwas pikiert: »Verwundert hat mich der Text zu 'Showgirls' in meiner TV SPIELFILM [warum alle 'Ihrer' schreiben, werde ich nie verstehen].«

Das ist in der Tat schwer zu verstehen, wenn man sich für einen souveränen Konsumenten hält. Aber die Zeitschrift wie auch die Showgirls gehören nicht dem Christian G., sondern er darf sie sich gegen Entgelt nur angucken. Und dabei dann allerdings seine »eigenen Erfahrungen« machen.

▷ Das Geheimnis seiner »Schauspielkunst« hat Woody Allen bereits in einem frühen Film offenbart: Er übt viel, wenn er allein ist. Auf die Frage, ob er ein Workoholic sei, sagt er nun der Programmzeitschrift: »Nein, ich drehe doch nur einen Film pro Jahr, und wenn, dann bin ich um halb sieben zu Haus. Ich habe viel Freizeit, mache Musik oder guck' mir Baseball an.« Der Mann ist klug, macht halt alles richtig. Und hat für seine »Freizeit« gewiß ebenfalls einen Spiegel über dem Bett installiert.

▷ Der Titel mit den drei Models (9/98) ist der schönste, seit ich TV SPIELFILM lese«, schreibt Leser Florian B. aus Bremen: »Ich hänge ihn in meinen Hobby-Keller!«

Toll, daß man aus dem Wixen ein richtiges Hobby machen kann, mit Keller und Verein und allem Pipapo. Und tröstlich letztlich, daß wir die Vereinszeitschrift schon kennen.

Mark-Stefan Tietze

FAX AUS BERLIN

Es mußte ja so kommen: Mit schon fast kirchentagsmäßiger Unausweichlich- und Unerträglichkeit sind sie auch dieses Jahr wieder über die Welt hereingebrochen, und nun „rollen“ (FAZ, Süddeutsche Zeitung, Bunte, Spiegel, Stern, Bussi-Bär) „die Stones“ (Bravo, Focus, Zeit, Frankfurter Rundschau, Mega-Möps, Konkret) überm Kontinent. Eine Frage allerdings wird in diesem Zusammenhang viel zu selten, ach was, praktisch nie gestellt: Muß das wirklich sein? Antwort: Nein, natürlich nicht, um Gottes willen! Aber andererseits: Warum passiert es dann trotzdem immer wieder? Das weiß nämlich niemand.

Was also, verdammt noch mal, wollen „die Stones“ denn nun eigentlich? Der Welt ein treffliches Beispiel extrem unwürdigen Alterns geben? In der Öffentlichkeit scheiße aussuchen und dafür auch noch Geld kriegen? Zum hunderteilliontausenden Mal beweisen, daß man auch mit einer halben Idee reich und berühmt werden kann? Nein, so schlau sind sie dann doch wieder nicht bzw. ja sowieso überhaupt nicht.

Die traurige Wahrheit ist vielmehr: Sie wollen tatsächlich bis in alle Ewigkeiten ihr ernervierend stümperhaftes Bluesrockgitarrengeudel in die Gegend tröten, das von weniger hellen Zeitgenossen (Bankangestellte, Frisörinnen, Scheinintellektuelle und Neuköllner Jogginghosensträger) gerne für ursprünglich, wild, rebellisch, unangepaßt und was dergleichen bescheuerte Rock'n'roll-Mythologien mehr sind gehalten wird, obwohl es in Wahrheit natürlich schon längst derart massenkompatibel und strohdoof ist, daß man auf deutschen Straßen nun auch mit einem VW-Golf-Sondermodell „Rolling Stones“ kleine Kinder überfahren kann, wenn man Spaß dran hat. (Man kann aber auch prima mit den VW-Golf-Sondermodellen „Bon Jovi“, „Genesis“ und, jetzt wird mir aber wirklich schlecht, „Pink Floyd“ frontal zusammenstoßen, oder auch von hinten, aber das nur nebenbei.)

Die noch traurigere Wahrheit ist: Auch die vermeintlichen Fans „der Stones“ kennen die traurige Wahrheit. Aber sie nehmen es hin, erledigen stoisch Jahr um Jahr den Ticketkauf, Frühling, Sommer, „die Stones“, Herbst und Winter, so ist das nunmal. Und wenn dann mal ein alter Mann stolpert, sind sie gleich beleidigt. Die Berliner Zeitung zitiert einen „22jährigen Thomas Thiel“, der mithin eigentlich jung genug ist, um es besser zu wissen, aber für „die Stones“ dennoch „extra aus Schwerin anreisen“ wollte und nun enttäuscht ist: „Da stolpert ein alter Mann, und Millionen müssen warten.“

Und nun, nachdem also der eine alte Mann (Keith Richards) von der Leiter gestolpert ist - angeblich bei dem Versuch, sich ein Buch aus dem Regal zu holen; 's wird halt das allererste Mal gewesen sein, da greift man schon mal daneben - hat sich ein anderer alter Mann (Mick Jagger) den Kehlkopf entzündet, und wieder müssen Millionen warten. So ist das nunmal mit alten Männern. Und was kommt als nächstes? Das stand bei Redaktionsschluß leider noch nicht fest. Wir können hier nur Vermutungen anstellen: Wird sich Charlie Watts beim Einparken versehentlich selber mit dem Tretroller überfahren? Ron Wood sich beim Beten einen Penisbruch zuziehen? Brian Jones unter Alkohol- und Drogeneinfluß in irgendeinem gottverfluchten Pool ertrinken?

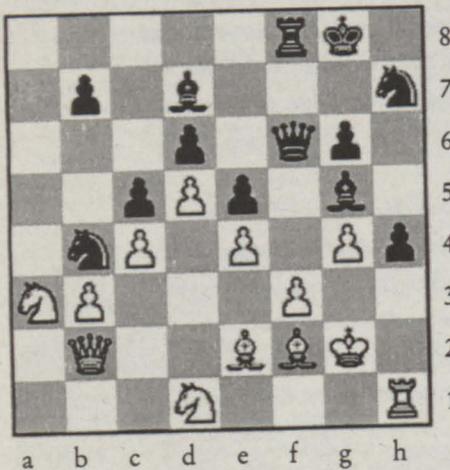
Wahrscheinlich schon. Aber das macht „den Stones“ natürlich überhaupt nix. Sie machen trotzdem einfach immer weiter. Und wenn sie ab nächstes Jahr ihre Shows komplett dahingehend umstellen, nur noch eine ausgeklügelte Choreographie interessanter Altersgebrehen und -vollmacken vorzuführen, dann gehe ich vielleicht auch mal hin.

Benjamin Schiffner

Schach-mitt!

von Roland »Ich besitze das Turm-Diplom« Sparing

ernnten



Schwarz am Zuge gewinnt

Hier hat sich Weiß den klassischen Betonkeil geleistet, der auch unter »die Ramme im Brettzentrum« bekannt ist. Baaske hätte seine helle Freude. Doch Schwarz gehört die F-Linie, ein echter Datenhighway, und so bringt ein kräftiger Schlag die weisse Mauer zum Einsturz.

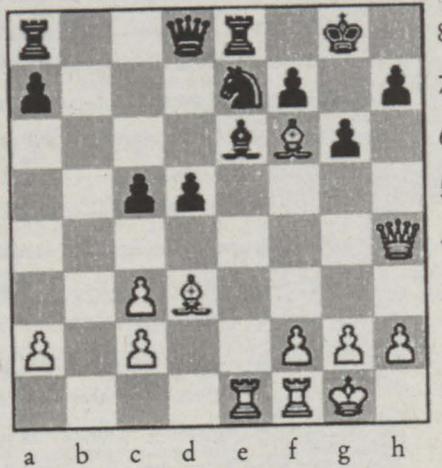
Erklärung:

K König, D Dame, L Läufer, T Turm, S Springer, B Bauer (oder ohne)
X schlägt, + Schach, ++ Matt,
! ausgezeichnete Zug, ? schlechter Zug, ; Baaske

Lösung:

1. ... Lxg4! (auf fxg4 folgt die Springergabel Sd3, und Weiss wird je nachdem die Felder f2 oder f3 bekommen mit Mattdrohungen) daher 2. Dc3, das deckt den Bauern f3. Das nutzt Schwarz aus mit 2. ... Sa2!!, der die Dame angreift. Nun droht auf 3. Dd3 Sc1, der Dame und den Läufer auf e2 gabelt, Weiß wird also nach dem Abtausch auf e2, sicher die Kontrolle über f3 gewinnen und mit Schach in die gegnerische Stellung eindringen und früher oder später ernnten.

Eine Chitinwabe

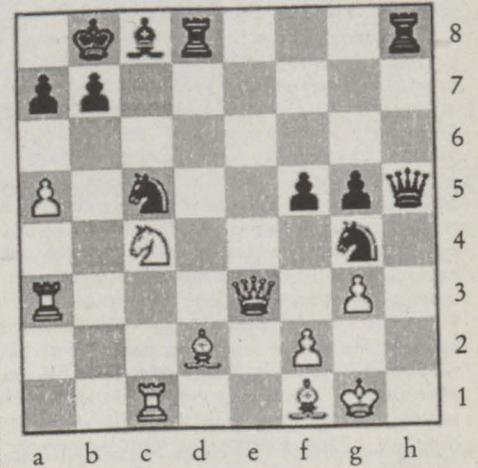


Weiß am Zuge gewinnt

Schwarz hat sich eine Chitinwabe gebaut (Bf7, g6, h7), oder auch: »Dalli-Dalli-Wabe« und suchte in den bisherigen Gräbenkämpfen den Befreiungsschlag am Damenflügel. Doch leckt der schwarze Castor um den König. Allerdings führen die in anderen Stellungen bewährten Reinschmeckstrategien hier nicht weiter, z.B. das offensichtliche Dh6 (Mattdrohung Dg7++) wegen Sf5, und auch das Bauernknuspern mit Lxg6 bringt nach Sxg6 keine verwertbaren Vorteile. Gefragt ist hier eine klipp und klare Mattdrohung zu deren Abwendung Schwarz Material opfern und langfristig die Partie aufgeben muss.

1. Te5! Weiss droht mit einem Seemannskörper dreißigig Matt (Dxb7+ »Kopf voran« nebst Th5+ (der Bauer auf g6 ist durch den weißen Läufer gefesselt und Th8 matt), Schwarz hat keine andere Alternative als mit 1. ... Sf5 2. Txf5 den Springer zu opfern, um machtlos den weiteren Mattdrohung ausgeliefert zu sein (z.B. droht nach Abzug der nun angegriffenen schwarzen Dame 3. Dh6 mit baldigem Matt).

Powerslide! Powerslide!



Weiß am Zuge gewinnt
Nur echte 180 Grad sind ein Powerslide!

Die dunkle Seite droht offensichtlich Matt mit Dh1++ im h-Linienkorridor, außerdem hängt auch noch die Prinzessin wegen Sxe3. Es wird also Zeit für die Rebellen.... und dieses Mal gehen beim Anflug auf den Todesplaneten mehr drauf als immer nur der gleiche x-wing-fighter mit dem schwitzigen Dicken am Knüppel (Star Wars Teil 2).

Gefragt ist daher kompromißloses Handeln, quasi der U-turn unter den Varianten. Da die schwarzen Drohungen kaum abwendbar sind, muß jeder Zug zwingend sein, und so wird sich am Ende eine Zugfolge ohne Verzweigungen (abgesehen von Dazwischensetzen schwarzer Figuren) ergeben. Also eine gute Aufgabe für den Hirnschmalz die Aufgabe ohne Brett zu lösen...

Wegen der schwarzen Drohungen muss jeder weiße Zug mit Schach erfolgen. Daher 1. Df4+ gxf4 2. Lxf4+ Ka8 3. Sb6+ axb6 4. axb6+ Sa6 5. Txc8+ (gleich auf a6 mit dem Turm schnappen gäbe dem schwarzen König das Feld b7) Txc8 6. Txa6+ bxa6 1. Lg2++ matt.

Shopette Preisterror



No. 1: Die Geburt einer Legende! Fast restlos vergriffen! Damit bist Du der Star in Deiner Clique! Sei-dabei-Preis: **DM 99.-**



No. 3: Der Markt zaudert noch, aber Experten raten: Jetzt kaufen! Wertsteigerung winkt! Geht bald ab wie eine Rakete-Preis: **DM 5.-**

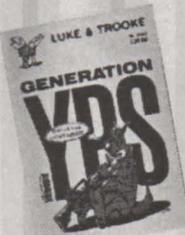
Preisrakete!



No. 5: Wirklich heiße Nummer! Der Geheimtip zum Aktionspreis (jeder Käufer erhält höchstens drei Exemplare; Angebot gilt nur, solange Vorrat reicht): **DM 3.-**

Nur für kurze Zeit!

No. 2: Wird auf dem Schwarzmarkt bereits zu Phantasiepreisen gehandelt! Unbedingt augenblicklich Preisvorteil sichern: **DM 30.-**



No. 7: Gehen Sie gerne tanzen? Ich nicht! Aber vielleicht wollen Sie ja dieses Heft kaufen... Stubenhockerpreis: **DM 4.-**

No. 4: War schon mal ausverkauft. Doch dann: Eine verschollene Kiste wurde unter den Dieben der Shlizzy-Lounge entdeckt! Mitfreu-Preis: **DM 5.-**



No. 8: Abgefahrener Profi-Look, hochgetaktete Mega-Power, hochgetaktete Mega-Power, Heavy-Duty-Ausführung, alle Extras und Schikanen inklusive, zum Slimline-Price: **DM 4.-**



Haarige Eisen: Das Luke & Trooke-Buch. Eine sichere Bank am Hochweg zur Hölle! Das Beste der frühen Jahre (plus Rarum plus Unveröffentlichtem) auf 220 Seiten: **DM 19,90**



No. 6: Ein Heft, das der ganzen Familie gefällt! Hier ist für jeden etwas dabei! Spielen & Lernen-Preis: **DM 4.-**



Ihre persönliche Glückszahl: **QZ 494323**



Hallöchen, Fans!
Ich bin der Mike, und seit der Ludger tot ist, schmeiße ich den Laden hier. Sammeln ist ja wohl echt ein **Super-Hobby**, hat Ludger immer gesagt. Es erfüllt das Leben, bringt Kurzweil und Freude. Und das soll sein Vermächtnis sein: Echte Sammler können bei uns heute wieder richtig fette **Schnäppchen** abziehen! Der frühe Vogel fängt den Wurm, heißt das Motto! Unter den ersten 1000 Einsendern verlosen wir eine unglaubliche Rarität, eine **original Frank Zander-Autogrammkarte**, von der bis vor kurzem niemand wußte, daß es überhaupt nur zwei Stück davon auf der ganzen Welt gibt! Das ist sowas wie die Blaue Mauritius unter den Autogrammkarten! Sofort **zugreifen** heißt da nicht umsonst die Devise! Echte Sammler wissen solche Vorteile zu schätzen, Sie auch? Denken Sie mal kurz drüber nach... nur ganz kurz. Aber dann muß es selbstverständlich heißen: Augen zu und zugreifen, und die Preisgunst der Stunde nutzen! Zack zack, muß das gehen! Ehe hinterher wieder ein anderer schlauer gewesen ist als Sie! Bei diesen Schotten-Preisen fällt aber das Bestellen leicht, selbst der größte Geizhals muß hier zugeben: »Mike, Deine Preise sind schwer in Ordnung! Da kriegt man doppelt so viel wie woanders! Die Preise sind so winzig, die muß man ja mit der Lupe suchen!« Und wozu sagt man sowas? Zu Recht!!!

Mike Schneid
Euer Mike



Schweinie's Extrem-Tip:

Die **Ganz-Schön-Oho-Box**: Kenner kaufen die Hefte jetzt am Stück! Die Nummern 3 bis 7, portofrei in einem aufwendig gestalteten Futteral verschickt. Fünf wertvolle Liebhaberstücke zu einem knallhart kalkulierten Preis, der Ihnen die Schamesröte ins Gesicht treiben sollte: **DM 20.-** (Portokosten inklusive!)



?
Wer wird sie bekommen, die einzigartige Frank Zander original Autogrammkarte?

! (Lieber Kunde! Bitte vergessen Sie nicht, Ihre persönliche Glückszahl in das dafür vorgesehene Feld auf dem Coupon zu übermitteln. Nur so sichern Sie sich Ihre persönliche Gewinnchance!)

L&T-Shopette: c/o Mark-Stefan Tietze, Mühlenstr. 16 a, 48143 Münster

Shopette hat mich überzeugt!
Meine Bestellung:

Abonnement (4 Ausgaben) _____ 20,-DM

Ganz-schön-Oho-Box _____ 20,-DM

sonstige Schnäppchen _____ DM

(+ 3,- DM bei Einzelbestellungen)= _____ DM

Name: _____

Straße: _____

Ort (mit PLZ): _____

Unterschrift: _____

persönliche Glückszahl: _____

Ich zahle mit Bargeld Briefmarken Bank

→ H. Friebe, Citibank, Kto.: 0608722427, Blz.: 30020900



Komm in meine Arme!

DER KUNDE IST KÖNIG

In einer verräucherten Spelunke am Rande der City von Kassel saß ein armer Einzelhändler. Er starrte in sein Glas und fragte den Whisky: Wie lange soll die Plackerei noch gehen? Die teure Miete frißt mich auf. Immer nur ackern und wofür?

Für die Kunden, sagte der Whisky. Wir ackern alle für die Kunden. Sie sind die Könige!

Der Einzelhändler grinste wie ein weicher Stein. Du hast gut reden! Wieso? fragte der Whisky.

Du hast es gleich hinter dir, sagte der Einzelhändler und trank ihn aus.

*Ein Mann.
Ein Poesiealbum.*

Funny
van Dannen
*Komm in
meine Arme!*
Ein Poesiealbum

Ca. 80 vierfarbige Seiten,
Pappband, Fadenheftung 24,80 DM

Verlag Antje Kunstmann